UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der sanfte Adolf und der zornige Wilhelm

Schwarz, Ignaz Christian

Bamberg, 1837

urn:nbn:de:hbz:466:1-61222

Visual Library

Oeffentlicher
Schul-Preis

CPMS
2582

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK
PADERBORN

Neunzehnter

allgemeiner Fortgangspreis,

dem Schüler des ersten

Kurses dritter Abtheilung,

Johann Zintl,

zuerkannt.

Amberg den 26 August

1838

(83 Schüler)

G. Schmidt,

Schullehrer

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

J. Rössert del. & lith. Bamberg.

Ja, Vater, du bist es, von dem Alles ist! Schöpfer voll Weisheit und Güte!

Der

sanfte Adolf

und der

zornige Wilhelm.

Eine

lehrreiche Erzählung

für

Aeltern und Kinder.

Als

Gegenstück zu Christoph Schmid's Erzählung:

„Der gute Fridolin und der böse Diedrich."

Herausgegeben

vom

Verfasser der Theodolinde.

Mit einem Titelkupfer.

Bamberg,
bei J. C. Dresch.
1837.

Ja, Vater, du bist es, von dem Alles ist! Schöpfer voll Weisheit und Güte!

Universitätsbibliothek Paderborn 49
06
CPMS
2582
Schmoll | 4351

Vorwort.

Die allgemein beliebte Erzählung von Christoph Schmid: „Der gute Fridolin und der böse Dietrich" hatte zur Aufgabe, in anschaulichen Beispielen vor Abwegen, die zur Uebertretung der Gesetze führten, zu warnen, ja selbst solche Menschen, die bereits der strafenden Gerechtigkeit anheimgefallen, wieder zur Besinnung und auf den rechten Weg zu bringen.

Einen ähnlichen Zweck haben auch nachstehende Blätter, nur mit der besondern Motive, daß hier hauptsächlich die Leidenschaft des Zornes als die veranlassende Ursache angegeben ist, die in ihren Folgen zu Lastern und Verbrechen führte; wornach also die ganze Erzählung als warnendes Beispiel vor dieser, in der Jugendnatur so häufig sich vorfindenden, üblen Gewohnheit, ja man darf sagen Laster, erscheinen soll.

Als milder, versöhnender Gegensatz zu dem bösen, strafbaren, mußte auch ein sanfter Charakter vorgeführt werden, der, wie jener abschrekken, zum Guten ermuntern und anziehen soll.

Die Quellen zu dieser Erzählung sind theils achtbare, mündliche Ueberlieferungen, theils einzelne historische Momente aus einer älteren Geschichte. In einigen Stellen ist der Verfasser selbst seinem Vorbilde treu gefolgt, jedoch möglichst unbeschadet der Selbstständigkeit des Ganzen, welches in seinen Hauptzügen, als getreues, dem wirklichen Leben entnommenes Bild zu betrachten ist.

Des Verfassers bisherige Jugendschriften hatten sich in öffentlichen Blättern sehr günstiger Urtheile zu erfreuen; von ihrem guten Eindrucke auf das Herz von Kindern war Derselbe mehrmals unmittelbarer, freudiger Zeuge.

Möge nun auch dieser Arbeit ein gleiches freundliches Loos zu Theil werden, wie ihren Vorgängern.

Geschrieben im Frühjahre 1837.

Der Herausgeber.

Inhalts-Anzeige.

Seite

1. Kapitel.

Adolf die Freude seiner Aeltern. . . . . 1 — 5

2. Kapitel.

Erstes Zusammentreffen. . . . . 5 — 12

3. Kapitel.

Adolf kömmt nach Hause. . . . . 12 — 16

4. Kapitel.

Unverhofftes Unglück. . . . . 16 — 22

5. Kapitel.

Unverhoffte Hülfe. . . . . 23 — 32

6. Kapitel.

Die neue Wanderschaft. . . . . 32 — 39

7. Kapitel.

Wilhelms erste Lebensjahre. . . . . 39 — 42

8. Kapitel.

Vorfälle beim Soldatenspiel. . . . . 42 — 48

9. Kapitel.

Ein neuer Vorfall. . . . . 48 — 51

10. Kapitel.

Eine Unterredung der Aeltern. . . . . 52 — 55

11. Kapitel.

Die Einsiedlerhütte. . . . . 55 — 75

12. Kapitel.

Das Maifest. — Neue Vorfälle. . . . . 76 — 84

13. Kapitel.

Wilhelms Standeswahl. . . . . 84 — 90

14. Kapitel.

Ein Verbrechen und dessen Folgen. . . . . 90 — 96

15. Kapitel.

Was aus Adolf geworden? . . . . . 96 — 110

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Inhalts-Anzeige.

Seite

16. Kapitel.

Gute Lehren für ein Mädchen. . . . . 110 — 116

17. Kapitel.

Wilhelms Aeltern erfahren das Schicksal ihres Sohnes. 116 — 120

18. Kapitel.

Wilhelms weitere Schicksale. . . . . 121 — 124

19. Kapitel.

Wilhelm wird Räuber. . . . . 124 — 130

20. Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen. . . . . 130 — 133

21. Kapitel.

Ein Ueberfall auf die Räuber und dessen Folgen. . . 133 — 135

22. Kapitel.

Ein neuer Ueberfall. — Wilhelm wird gefangen. . . 135 — 138

23. Kapitel.

Wilhelm vor seinem Richter. . . . . 139 — 143

24. Kapitel.

Wilhelms Schwester bittet für ihren Bruder. . . . 143 — 146

25. Kapitel.

Wilhelms Bekehrung und Hinrichtung. . . . . 146 — 155

Letztes Kapitel.

Adolfs glückliche Lage. . . . . 155 — 166

Anhang.

Mittheilungen aus Adolf's Historienbuche. . . . 167 — 186

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Approbation.

„Daß vorliegende Schrift: »**Der sanfte Adolf** und **der zornige Wilhelm**« nichts der katholischen Glaubens- und Sittenlehre Widerstreitendes, vielmehr Manches enthält, was gute Gedanken und Vorsätze in

jugendlichen Gemüthern hervorzubringen geeignet ist, wird andurch beurkundet."

Bamberg, den 8ten Juni 1837.

Erzbischöfliches Ordinariat.

Frhr von Lerchenfeld.

Brumbach,
Sekretär.

Erstes Kapitel.

Adolf die Freude seiner Aeltern.

In einem kleinen Marktflecken lebte ein fleißiger Nagelschmied, Gottfried Wellmer genannt, ruhig und zufrieden von seiner Hände Arbeit. Der Absatz seiner Waaren war nicht groß, und wer etwas kaufte, hatte mehr dabei die Rechtschaffenheit und Armuth des Verkäufers im Auge, als die Beschaffenheit der Waare selbst.

Aber bei aller seiner Armuth war dieser Mann in seinem Innern glücklicher, als mancher Reiche im schönsten Pallaste; denn er besaß einen wahren Schatz an Tugend und Gewissensruhe.

Ein treues, wirthschaftliches Weib stand ihm zur Seite, und baute den kleinen Garten und das Stückchen Feld an, das aber leider auch nicht ein freies Eigenthum, sondern ganz harten Gläubigern verpfändet war.

Bei aller dieser drückenden Lage hatte Wellmer neben dem schon oben erwähnten Schatze, noch einen zweiten Reichthum, der ihm alle Mühseligkeiten des Lebens erträglich, ihn reicher und glücklicher machte, als alle Güter der Erde. Und dieß war sein kleiner Sohn Adolf, ein guter, frommer Knabe, der besonders durch seine Sanftmuth ein Gegenstand der allgemeinen Liebe, der Stolz und die Freude seiner Aeltern wurde.

Schon sein Aeusseres mußte Jeden gleich einnehmen, der ihn sah; denn ein paar schöne, blaue Augen, eine schöngeformte Stirne, wohlgebildete Nase und ein gewisses mildes Lächeln, das sich um seine Lippen zog, charakterisirten gleich beim ersten Anblicke den sanften, liebenswürdigen Knaben.

Aber diese äusseren, ihm von Gott verliehenen Vorzüge suchte der Knabe noch durch innere Eigenschaften zu erhöhen, indem er alles aufbot, seinen Geist und sein Herz auszubilden, und die Tugend der Sanftmuth nicht blos auf seinen Gesichtszügen, sondern in allen seinen Thaten und Handlungen auszudrücken.

Wo er ging und stand war er sanftmüthig; keinem Menschen begegnete er mit einem harten Worte. Ging Etwas nicht auf der Stelle nach seinem Willen, so wurde er darüber nicht gleich ungeduldig; wenn er auch die schwersten Arbeiten in der Werkstätte seines Vaters, oder auf dem Felde zu verrichten hatte, worüber manches andere Kind, selbst mancher Dienstbote gemurrt hätte, er vollzog sie mit stiller Gelassenheit, und dachte bei sich: „der liebe Gott will es nun einmal so, daß ich harte Arbeiten thun soll; durch Geduld werden sie mir leichter, und einmal kann es mir denn doch noch besser gehen."

Seinen Aeltern kam er stets und in allen Stükken mit der liebevollsten Sanftmuth entgegen; nie bekam er mit Schulkameraden Streitigkeiten. Denn wenn ihn auch irgend ein muthwilliger Junge foppte, oder zum Zank reizte, so übertrug er mit Geduld

seine Unbilden, und ging dem bösen Gesellen gleich aus dem Wege.

Ueberhaupt war der gute Adolf am liebsten allein; besonders im Schooße der schönen Natur, oder beim Lesen eines nützlichen Buches fand er die süßeste Kurzweil, die angenehmste Unterhaltung.

Wenn daher an Spiel- und Feiertagen seine Kameraden sich auf der großen Wiese vor dem Dorfe herumtummelten, war er wohl anfangs dabei, aber nie so lange als die Uebrigen, und sobald durch irgend eine Gelegenheit beim Spiele ein Streit, eine Uneinigkeit, oder gar ein kleines Handgemenge entstand, zog sich unser sanfter Adolf gleich zurück. Solche Auftritte verletzten sein Gemüth, und waren seiner sanften Seele unerträglich.

Sobald er sich nun vom Spielplatze hinwegbegeben hatte, ging er in seinen Lieblingsaufenthalt, einen nahgelegenen Wald, der in ein kleines, sonniges Thal zwischen zwei finstern Tannenhügeln führte. Eine frische Quelle floß mitten durch den romantischen Ort, welcher mit allerlei Kräutern und niedern Gesträuchen bedeckt war. Oft ging er an der Quelle hinauf, bis an den Felsen, aus welchem das reine, klare Wasser, im Schatten einer schönen, grünen Buche, hell wie Krystall, hervorquoll. Er pflückte einige Erdbeeren, die an der Quelle herumstanden, und labte sich an deren Genusse; bestieg dann den Gipfel des Felsens selbst, und beschaute mit wahrem, heiligem Entzücken das Panorama der herrlichen Gegend ringsumher.

Bei diesem Anblicke durchbebten heilige, religiöse Gefühle seine Brust; die glänzende Sonne, der blaue Himmel, das schöne Grün der Wiesen und Bäume, und die vielen lebenden und leblosen Geschöpfe, — sie erinnerten ihn alle an den ewigen Schöpfer, der hier seine Größe, Güte und Allmacht in seinen Werken offenbarte. Da wurde er oft in die andächtigste Stimmung versenkt, sank unwillkürlich auf seine Kniee nieder, und betete inbrünstigen Herzens zu Gott ein Dankgebet; oder dachte bei sich, so weit es sein kindlicher Verstand vermochte, über Gott und göttliche Dinge nach, über die Welt und ihre weise Einrichtung, und entwickelte dabei Kenntnisse, wie man sie kaum von seinem Alter (er war 12 Jahre alt) erwarten konnte, und wie sie oft ein beredtsamer Prediger auf der Kanzel nicht besser haben kann.

Wenn er nun an dem göttlichen Schauspiele der Natur sich gelabt und gestärkt und ihre herrlichen Einrichtungen bewundert hatte, suchte er dann gewöhnlich einen schattigen Baum, unter den sich niedersetzend, er aus dem Buche einer noch höheren, und der wahrhaftigsten Offenbarung Gottes las, nämlich aus seiner kleinen Schulbibel, die er stets in der Tasche führte. Sie war ihm das liebste Buch, und den Tag, an welchem er sie von seinen guten Aeltern zum Christgeschenke erhielt, rechnete er zu den Schönsten seines Lebens. Oft las er in diesem Buche, ja er konnte es auswendig, und wußte jede Erzählung schön herzusagen, aber nicht blos herzuplappern, sondern was und wie er sprach, zeigte

zugleich auch deutlich, daß er es verstand und zu Herzen genommen hatte. Besonders zogen ihn jene Geschichten darin an, die ein Muster der Sanftmuth und Geduld aufstellten, und die Leidensgeschichte Jesu ward ihm daher auch eine Quelle des süßesten Trostes, der höchsten Ermunterung. So oft ihm etwas Widerwärtiges zustieß, dachte er gleich an seinen Jesus, der so vieles gelitten, und doch nie die Geduld und Sanftmuth verlor.

So war Adolf in seinem zwölften Jahre ein wahrhaft guter, sanfter Knabe, der von seinem Lehrer oftmals den andern Kindern als Beispiel der Nachahmung vorgeführt wurde.

Zweites Kapitel.

Erstes Zusammentreffen.

Es war ein schöner Frühlingstag, da saß Adolf wieder in diesem blühenden romantischen Thale, das vor Kurzem noch mit Schnee bedeckt einer Einöde glich, nun aber in neuer, jugendlicher Schönheit dem Auge entgegenlachte. Sein Geist eilte nicht flüchtig über diese Gegenstände hinweg, die der Allgütige uns zur Freude erschuf, sondern in tiefer Betrachtung länger verweilend, labte er sich an der überfließenden Quelle alles Guten und Schönen im Tempel der Natur. „Sei mir willkommen, holder Frühling, sprach er vor sich. Dich — auch dich schuf der Herr der Natur — der Allgütige! — Er sei dafür gepriesen! — Zu unserm Vergnügen und Wohl hieß er dich aus dem rauhen Winter hervorgehen.

Er kleidete dich in jenes frische Grün, welches das Auge so wohlthuend erquicket, stärket und ergötzet. Mit jedem Morgen lacht die holde Sonne dir freundlicher entgegen, mit jedem Tage verschönert sie dein Daseyn. Jene rauhen Norde sind gefesselt, ihr furchtbares Tosen ist verstummt; an ihre Stelle tritt der warme Südwind und der Regen bringende West. — Die Erde ist entpanzert; leicht entschweben ihre Dünste, die in der Luft sich wieder sammeln, und auf die keimende Saat in Gewittern und Regen zur Befeuchtung herabfallen. Allmählig kleidet sie sich in ihr neues Hoffnungsgewand, und schmückt sich mit Blumen von lieblichster Pracht. Was sind gegen diese alle die kostbaren Brillanten und Perlen, die um ungeheure Preise in Städten gekauft werden, hier aber die unerschöpfliche Natur in unübersehbarer Anzahl und Herrlichkeit ganz umsonst ausschüttet. Wie Schade, daß die wenigsten Menschen den unnachahmlich schönen Anblick der Natur genießen, wenn die goldene Morgensonne ihr göttliches Bild in den Thautropfen spiegelt.

Nun kehren sie zurück die muntern Chöre der befiederten Waldsänger, und erfüllen den Wald und die Luft mit ihrem Jubelgesang. Alles erwacht zu neuem Leben. Von nun an wird die aufgethaute verjüngte Erde Gras für das Vieh, und Saat für die Menschen hervorbringen. Der Herr hat es ihr befohlen; wer wird seinen Befehlen nicht gehorchen? Schon furcht der Landmann seine Aecker und streut seinen Saamen aus, und der Herr der Erde wird seine Saat warten, zu Halmen und Aehren treiben,

und sie ihm zehen- und hundertfältig wieder erstatten. Auch wir, wir werden essen und satt werden. Eine neue Lebenskraft verjüngt die Bäume; sie grünen und blühen, und tragen später erquickende Früchte; sie werden uns im Herbste laben, und mit den runden Beeren des Weinstocks das Herz erfreuen."

In solchen Gedanken und Betrachtungen vertiefte sich der gute Adolf, und sank dann aufgelöst in heiliger Rührung, betend auf die Kniee nieder und sprach in inbrünstiger Andacht einen jener frommen Sprüche, von denen er eine große Menge auf alle Gelegenheiten des Lebens auswendig wußte. Er lautete also:

Wie schön, — o Gott! — ist deine Welt gemacht,
Wenn sie dein Licht umfließt!
Ihr fehlt's an Engeln nur, und nicht an Pracht,
Daß sie kein Himmel ist.
Jedoch sie glänzt auch für die Tugend nur,
Der Unschuld ist sie schön;
Umsonst schmückt sich mit Reizen die Natur
Für Augen, die nicht seh'n!
Auch jede Blume wird versengt und stirbt,
Auf die das Laster tritt;
Die ganze Pracht der blüh'nden Flur verdirbt,
Schwarz unter ihrem Schritt.
O Vater, laß mich, stets der Wahrheit treu,
Mein Herz der Tugend weih'n!
Dann, dann wird mir auch die Natur stets neu,
Ihr Anblick reizend seyn.

So betete der fromme Knabe, stand auf und ging dann im anmuthigen Thale spazieren. Da kam er an ein hohes Gebüsche, an dessen äussersten Zweigen ein Vogelnest hing, welches so schwach befestigt war, daß es leicht herabfallen konnte. Adolf blieb stehen, betrachtete das Nest, in welchem die Jungen so traulich bei einander lagen, ohne ihre Mutter. Es rührte ihn sehr dieser Anblick; denn alles Zarte und Sanfte machte auf ihn einen ungemeinen Eindruck, da er ja selbst die Milde und Sanftmuth war. „Ihr guten, lieben Dingerchen, sprach er, wie vertraut und ruhig liegt ihr bei einander. Ihr sehnt euch wohl nach eurer Mutter, die wahrscheinlich weggeflogen ist, um frische Nahrung für euch zu holen. Geduldet euch nur noch ein wenig; bald wird sie bei euch seyn, und euch mit ihrer Liebe etzen."

Kaum hatte er ausgesprochen, als er auf einmal hinter sich Geschrei hörte, und deutlich aus dem Munde eines jungen, wilden Menschen die Worte hörte: „Da fliegt er hin, der verfluchte Vogel! Ich muß die Range treffen!"

Und als Adolf sich umwandte, sah er einen wilden Knaben mit einer Flinte in der Hand und einen Jäger an der Seite auf sich zuschreiten. Ein Vogel flog herbei, dem Neste zu, und hatte kaum sich auf dasselbe niedergelassen, als der Knabe mit der Flinte zielte, und ehe noch Adolf sein: „Halt ein! grausamer Knabe!" ausgesprochen, abdrückte, und schoß, so daß das kleine Thier, selbst mit einem Stücke vom Neste, das es im Falle mit sich

fortriß, herab auf den Boden fiel und im Blute schwamm.

„Da hast du deinen Lohn für so langes Foppen!" sprach der zornige junge Thäter.

„O grausamer Knabe! sprach Adolf, was hast du gethan! das kleine, unschuldige Thier getödtet, und den Jungen dadurch ihre Mutter genommen. Denn wisse, hier in dem Neste sind die kleinen Vögelchen, zu denen der Getödtete da das Alte war."

„Was geht das mich an! — fuhr der andere Knabe ihn zornig an, — mich hat die kleine Bestie genug im Walde herumgehert. Schon da unten wollte ich auf sie schießen. Doch kaum hatte ich angelegt, so flog sie auf. Da hatte ich es nun geschworen, den verwünschten Vogel, der mich so in Zorn brachte, niederzuschießen, und wenn ich den ganzen Wald durchlaufen müßte. Und nun habe ich ihn richtig getroffen."

„Ja! getroffen! ihn, und auch mein Herz, — sprach der gerührte Adolf, — denn ich habe gerade die kleinen Vögelchen erblickt, wie sie bei einander lagen, und gewiß ihre Mutter erwarteten. O wahrlich! junger Herr! wer Ihr auch immer seyn möget, diese That bringt Euch wenig Ehre. Ihr seyd noch sehr jung, und Ihr könntet wahrlich Etwas besseres thun, als Vogelschießen, was für unser junges Alter sich doch noch nicht ziemet, und wozu ein gutes, kindliches Herz sich nie verstehen wird."

„Sieh da! sprach der andere Knabe und wurde hochroth im Gesichte vor Zorn, — der Bauern-

Junge will mich hofmeistern. Was geht das dich an? Mein Vater, ein reicher Kaufmann, hat diese Jagd gepachtet, und da er gerade auf einige Zeit wieder nicht zu Hause ist, habe ich da unsren Jäger gebeten, mich etwas heraus mit auf die Jagd zu nehmen, die mir Lust und Vergnügen macht. Sei froh, daß ich dir zur Strafe deiner Reden nicht selbst ein paar Schrot in die Beine geschossen habe, und wenn du solche nicht noch haben willst, so schweige."

Bei letztern Worten ertönte gerade ein Waldhorn in der Nähe, was den kleinen Jäger abzog. Er warf noch einen verachtenden Blick auf Adolf, und ging dann zu der übrigen Gesellschaft der Jagd zurück. Nur der ihn begleitende Jäger blieb noch da, und verbarg sich hinter einem Baume, so daß Adolf ihn nicht bemerken, und er doch hören konnte, was der Knabe sprach.

Dieser aber betrachtete die kleinen Vögel im Neste mit stiller Wehmuth und sprach: „Ihr armen Thierchen! wer wird nun für euch sorgen, wenn euch die Mutter keine Nahrung mehr bringt. Und wenn ihr auch wirklich nicht verhungern solltet, wer wird euch vor dem Zorne der wilden Jäger schützen, die gerade diesen Wald durchstreifen, und euch, wenn sie euch erblicken, eben so grausam morden würden, wie sie es mit eurer Mutter, die hier auf dem Boden liegt, gethan haben. Wie arglos ihr daliegt! Wenn ich nur wüßte, daß mich der böse Knabe nicht wieder erwischte, ich würde euch mit nach Hause nehmen. Denn wie ich sehe,

seyd ihr bald zum Fliegen groß und stark genug, und leicht könnte ich euch zu Hause in einem Bauer aufbewahren, und gar zu schönen Vögeln heranziehen. Wenn es dann gar Singvögel wären, welche Freude würde das mir und meinen Aeltern gewähren! Ich will es versuchen, mit Gott! und die Vögel mit sammt dem Neste forttragen. Es wird mich Niemand unterwegs antreffen."

Und schnell wollte Adolf zum Neste greifen, als er plötzlich ein Geräusch hinter sich hörte, und beim Umsehen den Jäger erblickte. Adolf fuhr heftig zusammen. Der Jäger aber sprach zu ihm mit sanfter Stimme: „Fürchte dich nicht, guter Junge! Ich habe deine Reden mit angehört, und aufs neue einen Beweis deines sanften Gemüthes in ihnen erkannt. Nimm nur getrost das Vogelnest da, du kannst die kleinen Thiere dir leicht aufziehen. Ich aber will dir sicheres Geleite durch den Wald geben, daß Niemand dir auch nur das Geringste zu Leid thun soll."

Adolf war sehr erfreut über dieß freundliche Anerbieten, und faßte gleich volles Zutrauen zu dem Manne. Er nahm das Nest von dem Gebüsche herab, und ging mit dem Jäger am Arme, den Wald hindurch, wo die Jagdgesellschaft sich durch den Klang ihrer Hörner und oftmalige Büchsenschüsse kund gab, aber Keiner derselben des Knaben mit dem Jäger ansichtig wurde, da beide auf einem kleinen, durch Gesträuche verdeckten Nebenwege wandelten. Glücklich erreichten sie das Ende; der Jäger nahm hier Abschied von Adolf und sag-

te: „Bleibe immer so sanft und gut, lieber Knabe, und es wird dir noch wohl gehen!"

Drittes Kapitel.

Adolf kommt nach Hause.

Voll Freude kam Adolf zu seinen Aeltern in das kleine Stübchen. Als aber die Mutter das Vogelnest in seinen Händen sah, schalt sie ihn wacker aus. „Wie, böser Knabe, sagte sie, du hast ein Vogelnest ausgenommen? Habe ich dir das nicht hundertmal verboten, weil es grausam ist, die kleinen Thierchen der Sorgfalt ihrer Mutter zu entziehen; und wie leicht hättest du ein Unglück haben, hättest Hals und Bein brechen können, wenn du vom Baume herabgefallen wärest, auf den du doch gewiß geklettert seyn wirst, um das Nest herabzuholen. Ich hätte gute Lust, dich augenblicklich fortzujagen, und das Nest dich dahin tragen zu lassen, wo du es genommen hast."

Adolf sagte kein Wort, bis seine Mutter ausgeredet hatte. Dann erzählte er ihr aber sanft und ruhig, wie er in den Besitz des Nestes gekommen.

„Nun das ist freilich etwas Anderes, sprach die besänftigte Mutter; aber mein Gott, wo werden wir Körner hernehmen, um die kleinen Thierchen zu füttern."

„Ach! laßt das gut seyn, liebe Mutter! sprach Adolf, da will ich schon dafür sorgen. Der Jäger, der mich hieher geführt hat, gibt mir schon Futter

für die Vögelchen. Sagt aber doch selbst, wäre es nicht grausam gewesen, die armen Dingerchen in Stich zu lassen. Gott hat sie ja auch erschaffen, und als Gottes Geschöpfe sollen wir sie auch lieben und ihnen Gutes thun, das gefällt ihm gewiß wohl, und wer weiß, ob er es uns nicht reichlich einmal belohnen wird."

Die Mutter freute sich im Stillen des sanften guten Herzens ihres Kindes und machte keine Einwendungen mehr. Adolf setzte die kleinen Vögelchen mit ihrem Neste in ein altes Vogelhaus, das er zufällig auf der Bodenkammer gefunden hatte, und that ihnen gar schön und gütlich. Bald wurden sie groß, und konnten fliegen; denn durch Güte des Jägers bekam er sehr gutes Futter für sie. Nun machten sie ihm eine ungemeine Freude. Er gewöhnte sie ganz an sich, ließ sie öfters aus dem Vogelhäuschen heraus, im Zimmer herumhüpfen, und aus seiner Hand fressen. Oft setzten sie sich, wenn er las oder schrieb, auf seine Schultern, wo sie dann mit ihren Schnäbeln in seine schönen blonden Locken pickten, oder ihm auf die Hand herunterhüpften, oder manchmal gar auf die Spitze des Gänsekiels. Selbst wenn er ausging, blieben sie auf seiner Achsel sitzen, und er durfte nicht fürchten, daß sie davon fliegen würden; denn sie waren ganz an ihn gewöhnt, und Jedermann, der sie sah, hatte eine Freude an ihnen.

Ein reicher Knabe aus der Nachbarschaft kam einst in das Dorf und wollte ihm die schönen Vögel abkaufen. Adolf sagte aber: „Mir sind meine

Vögel so lieb, daß ich sie nicht um hundert Gulden hergeben würde."

„Ei, ei, mein Kind! fiel ihm dabei die Mutter ins Wort, ich denke, du wirst dich doch noch anders besinnen!"

Der Vater aber lachte, und sprach zu ihr: „Ei Mutter! laß dem Knaben seine Freude. Wir sind zwar arm, aber haben doch Freuden, die um vieles Geld uns nicht feil sind. Dir gefällt dein Gärtchen mit den Blumen und Gemüse; mir draußen der große Apfelbaum, der wohl schon vor hundert Jahren gepflanzt wurde; und unsrem Adolfe gefallen diese kleinen Vögelchen. So hat nun Jedes seine Freude. Und der Kleine hat wohl den besten Theil erwählt. Denn die Liebe zu diesen zarten, unschuldigen Geschöpfen wird sein Gemüth immer sanft erhalten, während andere Kinder durch sonstige rohe Beschäftigungen verwildern und ihr Herz verderben."

„Das ist alles recht! — sagte die Mutter. Aber wir haben ja kaum ein paar Batzen im Hause. Und wenn wir nur einige Gulden für die Vögel bekämen, so hätten wir doch einen Pfennig für Nothfälle."

„Ei, sagte der Alte, wenn wir für alle mögliche Fälle Geld im Vorrath haben wollten, so brauchten wir dazu eine große Kiste. Schickt Gott eine Noth, so wollen wir nur auf ihn vertrauen, er wird uns auch die Hülfe dazu schicken."

„Ja! die brauchen wir dann auch, sprach die Mutter, und die wolle der Herr auch unsrem Kinde

verleihen, wenn wir einst die Augen zudrücken. Denn hinterlassen können wir ihm nichts."

„Nichts? rief Gottfried, da irrst Du Dich. Wir hinterlassen ihm recht viel, einen Reichthum, den er in alle Kisten der Erde nicht fassen kann, nämlich einen guten Unterricht im Christenthum, eine gute Erziehung. Mit diesen Segeln wird er glücklich durch die Welt fahren, und allen Stürmen trotzen. Sein gutes, sanftes Herz wird alle Beschwerniſſe überwinden; und während mancher jähzornige, ungestüme Patron bei jedem Unfall gleich alles über den Haufen wirft und darüber hinfällt, wird unser sanfter Adolf unter dem Schilde der Geduld jedes Beschwerniß erstehen, und leicht zum Ziele kommen. Laß uns den Knaben nur so fort erziehen, wie wir angefangen, so wird er leicht durch die Welt kommen, und auch bei der größten Armuth stets heiter und fröhlich seyn, wie sein Vater, und nie des Liedes vergessen, das er so oft aus meinem Munde gehört hat."

Und sogleich fing der Alte, während er dabei tüchtig mit dem Hammer auf seinen Ambos schlug, nachfolgendes Lied zu singen an:

Der Nagel ist mein Brodgeschäft,
Und ist es früh und spät:
Ich hammre, wenn der Haushahn schläft,
Und hammre, wenn er kräht.
Du lieber Gott, ich bitte dich,
Wenn es an Kraft gebricht,
Verleih sie mir, und stärke mich
Zu meiner Tagespflicht.

Dann sei dir jeder Hammerschlag
Ein kindlich Dankeslied,
Und ich bin jeden, jeden Tag
Ein muntrer Nagelschmied.

Viertes Kapitel.

Unverhofftes Unglück.

Gottfried und sein Weib, Margaretha, lebten während ihrer ganzen Ehe zufrieden und vergnügt; denn es hatte sie eigentlich noch kein rechtes Unglück getroffen. Sie waren immer frisch und gesund, und ungeachtet ihrer großen Armuth immer so heiter, als ob sie das ganze Haus voll Reichthümer hätten. Dabei verloren sie nie die Lust zum Arbeiten, und setzten ihre einzige Freude, ihren einzigen Stolz auf ihren Sohn Adolf. Und das durften sie auch; denn er gehorchte in Allem ihrem Willen und nahm stets zu an Verstand und gutem Gemüthe.

Nun aber wollte der Herr sie prüfen, denn er sandte den guten Leuten ein großes Leiden; aber eben dadurch gab er ihnen auch Gelegenheit, sich in der Tugend der Geduld zu üben, und eine Staffel in den Himmel zu erbauen.

Gottfried war eines Tags hinaus in den Wald gegangen, sich dort bei einem Kohlenbrenner Kohlen für seine Werkstatt zu kaufen. Nicht weit von dem Kohlenhaufen fällten Holzhauer eine große Eiche, waren aber dabei sehr unvorsichtig, so daß der Baum gerade nach der Seite hinfiel, wo Gott-

fried beim Kohlenhaufen stand. „Um Gotteswillen! geht hinweg!“ — schrieen sie ihm zwar noch mit warnender Stimme zu; allein zu spät. Gottfried konnte nicht mehr entrinnen, und einer der stärksten Aeste der Eiche schlug ihn zu Boden, und versetzte seinem rechten Arme eine tödtliche Zerquetschung.

Lautes Geschrei entstand; der Kohlenbrenner und alle anwesenden Holzhauer liefen eilig herzu, hoben den Unglücklichen auf, verbanden, so gut sie konnten, mit ihren Halstüchern seine Wunden, und trugen den Todtbleichen, Zitternden auf einer Sänfte, die sie schnell aus Baumästen zusammengezimmert hatten, nach Hause.

Welch' einen Eindruck dieß Schauspiel auf Gattin und Kind gemacht habe, das könnet ihr euch wohl leicht denken, liebe Kinder. Ihr werdet eine nähere Beschreibung mir erlassen. Alles schwamm in Thränen. Nur der fromme Vater hatte sich von dem ersten Schreck erholt, und suchte die Umstehenden durch folgende Worte zu trösten: „Weinet nicht! Gott hat es so gewollt. Und sein Wille geschehe wie im Himmel, also auch auf Erden; sein Name sey gebenedeit und gepriesen. Er wollte zu unsrem vielen Glücke auch einmal ein Unglück schicken, und glaubet nur, daß das Unglück oft das beste Glück ist. Vertrauen wir auf den Herrn! Er hat's gegeben, und wird's wieder nehmen; was er thut, ist wohlgethan!“ —

Adolf eilte sogleich, einen Wundarzt zu holen. Es war zwar Einer im Marktflecken, allein seine Geschicklichkeit war nicht sonderlich berühmt. Doch

für die erste Hülfe glaubte Adolf, würde er genug verstehen.

Der Wundarzt kam, untersuchte die Wunde, und machte eine sehr bedenkliche Miene. Er verordnete mehrere Heilsmittel; allein die Wunde wurde immer nicht besser, sondern gar noch schlimmer.

„Ach Gott! seufzte Margaretha! wenn wir nur Geld hätten, um den geschickten Wundarzt aus der Stadt holen lassen zu können, der würde dir schon helfen, lieber Mann. Denn er ist als ein ungemein geschickter Doktor in der ganzen Gegend bekannt, und hat schon erstaunliche Kuren gemacht."

„Was redest du da? sprach Gottfried. Setze doch dein Vertrauen nicht eigentlich auf fehlende, sterbliche Menschen, Gott allein nur kann mir helfen. Und ist es sein Wille, daß ich davon kommen soll, so kann er die geringen Bestrebungen unseres minder geschickten Wundarztes so segnen, daß sie mir besser anschlagen, als die Behandlung von zehn ausgezeichneten Aerzten aus der Stadt. Ist es aber in seinem ewigen Rathschlusse beschlossen, mich von dieser Welt hinwegzunehmen, ei nun! — so beuge ich mich in Demuth vor seinen Willen, und freue mich darauf, den Herrn von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Für Euch wird dann der himmlische Vater gewiß auch sorgen; denn ihr waret ja stets fromm und gut und liebtet ihn wie folgsame Kinder. Drum laßt alles Klagen und Weinen! Gott wird helfen, und seine Hülfe ist das wahre Heil."

Margaretha fühlte sich durch die edle Fassung ihres Mannes getröstet. Der gute Adolf aber be-

nahm sich während der Krankheit des Vaters mit beispielloser Liebe und Sanftmuth. Er wich nicht von des Vaters Bette, und was er ihm nur an den Mienen absehen konnte, das that er. Die Krankheit des Vaters war sehr schmerzlich, und eben deshalb wurde der gute Alte auch manchmal etwas ungeduldig. Adolf jedoch suchte stets durch Worte der Sanftmuth und des milden Trostes ihn zu besänftigen, und machte er ein trübes Gesicht, so strich er ihm freundlich die Wange, oder küßte ihn auf die Stirne, und diese Beweise kindlicher Liebe versetzten den guten Alten gleich in eine viel heiterere Stimmung. Alles, was der Wundarzt anbefohlen hatte, wurde genau vollzogen. Keine Arbeit war dem kleinen Adolf zu schwer; er that alles mit unermüdlicher Geduld. Nie wurde er dabei zornig und unwillig. Er verband selbst die Wunden des Vaters, strich die Pflaster auf, und that alles auf eine so schöne Weise, daß der Vater oft ausrief: „Wahrlich! die Salben des Arztes müssen heilen; denn du guter Adolf machst durch deine Liebe sie zum Wunderbalsam!" — Aber trotz aller dieser Mühe wollte es eigentlich doch nicht besser gehen mit dem Kranken, vielmehr verschlimmerte sich sein Zustand, und Adolf merkte wohl, daß der Wundarzt nicht die rechte Heilungsart angewendet habe.

Eines Mittags war der Kranke in tiefen Schlaf versunken; die Mutter hatte in der Küche zu thun, und Adolf war ganz allein im Zimmer. Da ging er nun an's Fenster, öffnete es ein wenig, um die

schöne Sommerluft hereinstreichen zu lassen, die für den Kranken auch eine wohlthätige Kraft hatte. Er selbst blieb am offenen Fenster stehen, und betete mit gefalteten Händen zum schönen, blauen Himmel empor: „Liebster Vater im Himmel! Du einziger Retter in höchster Noth! Dein himmlischer Sohn hat uns gelehrt: Bittet, so wird euch gegeben werden! Klopfet an, so wird euch aufgethan! Um was ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird er euch geben! Laß diese heilige Verheißung an mir in Erfüllung gehen. Ich flehe dich an im Namen Jesu! Laß meinen Vater doch nicht sterben! In deiner Macht steht alles. Es bedarf nur ein Wort, und er ist gesund. Allmächtiger Vater! sprich es aus dieses Wort! sende Rettung, Hülfe deinem liebenden Kinde!"

So sprach er, und blieb noch eine geraume Pause in betender Stellung, ohne zu bemerken, was um ihn vorging.

Inzwischen waren ein vornehmer Herr und eine Dame vorübergeritten, und hatten zufällig den betenden Knaben am Fenster erblickt und seine letzten Worte gehört. Sie blieben stehen, und betrachteten ihn mit stiller Rührung. Erst ein Geräusch mit den Pferden erweckte den Knaben aus seinem Traume, er sah die fremden Herrschaften, und wollte eben sein Fenster schließen, als diese ihm zuriefen: „Halt! lieber Junge! wir haben dein flehend Gebet gehört! Was fehlt dir! öffne uns dein Anliegen!"

Adolf fühlte sich beim Anblicke dieser Menschen ganz wunderbar ergriffen; es war ihm, als ob eine

innere Stimme ihm zuriefe, die hat der Herr gesendet zur Rettung. Eilig machte der Knabe das Fenster zu, indem er glaubte, durch das längere laute Reden könnte leicht der Vater aus dem Schlafe geweckt werden. Er ging hinaus auf die Straße, und sagte zu den Fremden in wehmüthigem Tone: „Ach! meine lieben Herrschaften, wer sie auch immer seyn mögen, ich sehe sie heute zum erstenmale, aber ihr Anblick flößt mir Zutrauen ein. Da drinnen in der Stube liegt mein alter, kranker Vater. Er hat durch ein Unglück im Walde den Arm gebrochen; der Wundarzt des Dorfes behandelt ihn, aber wie ich fürchte, nicht recht. Wir sind zu arm, um uns einen Bessern zu bestellen. Da wird nun vielleicht mein guter Vater sterben müssen, wenn der liebe Gott uns nicht Hülfe sendet."

„Sey guten Muthes, lieber Knabe, sprach der fremde Herr, da kann ich vielleicht Rath schaffen. Laß mich doch hinein zu deinem Vater! du aber, Johann — sprach er zu seinem Bedienten — eile sogleich hinüber auf das Schloß, und rufe meinen Arzt her."

„Hinüber auf das Schloß? — sprach Adolf mit sichtbarer Verlegenheit. Wie? hoher Herr, so wäret ihr vielleicht gar der Herr Graf Felseck, der seit ein paar Tagen das schöne Schloß ein paar Stunden von hier bezogen hat, und nun hier in unserer Gegend wohnen will?"

„Der bin ich! und das ist meine Gemahlin, guter Knabe!" — sprach der Graf, und deutete dabei auf die neben ihm reitende Dame.

„O! so verzeiht, sprach Adolf mit zitternder Stimme, daß ich Euch nicht gleich mit der schuldigen Ehrfurcht begegnete;" und verneigte sich tief vor dem Grafen, und küßte der Gräfin das Kleid, die beide nun vom Pferde gestiegen waren.

„Laß das gut seyn, lieber Knabe! entgegnete der Graf mit sanfter Stimme, ich hasse alle solche Zeichen der Unterwerfung. Menschen gebühren sie nicht, sondern nur Gott dem Herrn! Ich habe sie auch bei allen meinen Bauern abgeschafft. Einen freundlichen Gruß, mehr verlange ich nicht. Sonst aber sollen sie mich nur herzlich lieben, und wenn sie ein Anliegen haben, zu mir kommen, — ich will ihnen dann helfen, so wie ich nur kann."

„O Sie guter Herr, Sie werden ein Schutzgeist der ganzen Gegend werden!" sprach Adolf, den auf einmal eine Stimme in der Stube hineinrief. Es war die seiner Mutter, und er wollte sich schon entfernen, als ihm der Graf freundlich zurief: „Nimm auch uns mit, lieber Knabe! Wir wollen deinen kranken Vater sehen, und ihn trösten. Es macht uns selbst ein unsägliches Vergnügen, die Leiden der Armen zu lindern. Vielleicht können wir jetzt schon durch irgend einen Rath Etwas zu seiner Besserung beitragen, und der Arzt wird ohnehin bald nachkommen, da unser Bedienter mit den schnellsten Pferden ihn herüberbringen wird."

Der Knabe führte, nachdem er die Pferde an den Gartenzaun gebunden hatte, die Herrschaften in die niedere Hütte seiner Aeltern, ohne zu ahnen, welche wichtige Entdeckung sich nun offenbaren würde.

Fünftes Kapitel.

Unverhoffte Hülfe.

Der alte Gottfried war aus seinem Schlafe erwacht, und staunte, als er seinen Adolf nicht an der Seite fand. Er fragte die eben eintretende Mutter, wo er wäre, und diese rief nun mit so lauter Stimme nach ihm, daß er den Ruf auf der Straße vernahm, und hereineilte.

Wie erstaunten aber seine Aeltern über die Begleitung. Der Graf war ein großer, ansehnlicher Mann, und mußte seinen Hut abnehmen, als er in das niedere Stübchen trat. Der alte Gottfried wollte vom Bette sich aufrichten, als er die hohen Herrschaften erblickte. Adolf erzählte nun, was vorgefallen. Der Graf und die Gräfin aber setzten sich vor das Krankenbett des Alten hin; ersterer fand die Züge desselben bekannt, und es war ihm, als ob er ihn schon irgendwo gesehen hätte.

„Euer Sohn, hub der Graf an, hat uns von eurem Unglücke erzählt. Wir gingen herein, um euch zu trösten, wenn ihr anders noch des Trostes bedürft, da ihr ein so braves Kind als den besten Tröster habt. Euer Gesicht ist mir bekannt; wir müssen schon irgendwo einander getroffen haben."

„Ich erinnere mich nicht, hoher Herr! Euch je einmal schon gesehen zu haben, — sprach der Alte, — und weiß die Ehre gar nicht genug zu schätzen, die Ihr meinem niederen Hause anthut."

Wenn ihr es erlaubt, fiel der Graf ein, werde ich öfters kommen, da wir ja nun Nachbarsleute

werden, und ich, nachdem ich eine Reihe von Jahren auf verschiedenen meiner Besitzungen gewohnt habe, nun nach dem Tode meines Vaters, mein kaum ein paar Stunden von hier gelegenes väterliches Stammschloß beziehen werde. Es gefällt mir sehr in dieser Gegend, und seit den paar Tagen, als ich hier bin, habe ich schon recht brave, wackere Leute kennen gelernt. Aber mein erster Spazierritt in diesen Marktflecken führte mir in eurem Sohne eine Erscheinung zu, die ich wahrlich eine himmlische nennen möchte. Denn ich traf ihn gerade im Gebete an, so sanft und mild, wie einen Engel."

Adolf schlug bescheiden die kleinen Augen nieder und sprach: „O hoher Herr! Ihr seyd der Engel, den Gott auf mein Bitten uns sandte. Denn durch Euren Beistand wird es nun wohl möglich, daß mein guter Vater wieder gesund werden kann. Denn euer Arzt wird gewiß ein recht geschickter seyn, und Gottes Segen dazu wird seine Werke krönen."

„Ich hoffe das Beste von seiner Kunst, — sprach der Graf, — und wenn Menschenhülfe noch Rettung verschaffen kann, so wird sie gewiß durch meinen Arzt werden. Ich lernte ihn in der Schweiz kennen, wo ich mehrere Jahre mich zum Vergnügen aufhielt, und ihn mit herausnahm, und einige Theile Deutschlands und Englands mit ihm bereiste."

„In der Schweiz? fragte der alte Gottfried. Dann ist er ja mein Landsmann. Denn ich bin, wenn auch nicht geboren, doch erzogen worden in der Schweiz, da ich schon als kleiner Knabe nach

dem Tode meiner Aeltern dorthin zu Verwandten gebracht wurde, und als Knecht dann später bei einem reichen Schweizerbauern in Arbeit trat. Dort lernte ich meine Margarethe kennen, die, gleichfalls eine gute ehrliche Deutsche, meine christliche Hausfrau wurde, und mit mir heraus nach Deutschland wanderte, wo wir uns ansäßig machten, und so arm wir sind, doch vergnügt und zufrieden leben, so lange es des Herrn Wille ist."

„Und wie ist euer Name, guter Mann?" fragte der Graf schnell und mit gespannter Erwartung.

„Ich heiße Gottfried Wellmer," sagte der Kranke.

„Gottfried Wellmer!" — rief der Graf wie ausser sich, und faßte den Kranken bei der Hand und betrachtete ihn lange mit stillem, inneren Entzücken. Alle Anwesenden verwunderten sich über das ihnen unerklärliche Betragen des Grafen, der endlich das allgemeine Stillschweigen mit den Worten unterbrach: „Ja, Ihr seyd es, wackerer Mann! Ich habe Euch zwar in meinem Leben nur einmal gesehen, allein Ihr seyd mir unvergeßlich. Ihr saht damals freilich viel blühender aus; mancher Kummer scheint eure Wangen gebleicht zu haben; aber diese eure freundlichen braunen Augen erkenne ich doch wieder. O wie danke ich dir guter Gott, daß du mir meinen größten Wohlthäter hast wiederfinden lassen!"

„Ich Euer Wohlthäter! sprach der Alte lächelnd, Ihr scherzt, wie ist dieß möglich?"

„Ja! mein größter Wohlthäter! Denn ihr habt mir das Leben gerettet," — sprach der Graf, und wandte sich freudig zu seiner Gemahlin. „Sieh'! theure Therese! das ist der Mann, von dem ich dir oft erzählte, der in der Schweiz, als ich bei der Besteigung einer Alpe plötzlich in einen furchtbaren Abgrund hinabrollte, und, wenn gleich unbeschädigt, jedoch rettungs- und hülfelos dalag, mit Gefahr seines eigenen Lebens mich herauszog, und so vom gräßlichen Hungertode, der mein Loos geworden wäre, befreite."

Die Gräfin war gleichfalls ausser sich vor Freude, und schwamm in Thränen des Dankes. Beide neigten sich liebevoll über das Bett des Kranken und nannten ihn einmal um das anderemal ihren Retter, ihren Schutzengel, dessen That sie gar nicht genug vergelten könnten.

„O meine lieben Herrschaften, sprach der Alte, machen Sie darüber doch kein so großes Aufheben. Ich that nur, was Menschenpflicht war, und habe schon längst darauf vergessen; denn solche Dinge behalte ich nie in meinem Gedächtnisse."

„Aber ich habe es nicht vergessen," entgegnete der Graf mit tiefer Rührung, „ich bin euer großer Schuldner. Verzeiht mir, daß ich es so lange geblieben bin. Ich konnte damals eurer nicht mehr ansichtig werden; denn ihr verschwandet plötzlich aus meinen Augen. Nicht einmal euren Namen würde ich gewußt haben, wenn nicht beim Hinwegeilen von mir ihr ein kleines Gebetbüchlein aus der Tasche verloren hättet, in welchem der Name:

Gottfried Wellmer, eingeschrieben stand, und das ich aufgehoben. Dadurch glaubte ich euch nun jedenfalls entdecken zu können; allein ich hätte mich gleich auf der Stelle nach euch erkundigen sollen; denn als ich erst des Nachmittags nach euch fragte, erhielt ich von den Leuten die betrübende Antwort, daß ihr schon abgereist wäret, und Niemand wußte, wohin. Auf meiner ganzen Schweizer-Reise konnte ich nichts von euch erfahren."

„Das glaube ich, sagte der Alte. Ich war damals schon reisefertig, um mit meiner Margaretha, die an jenem Morgen meine Frau geworden, sogleich nach Deutschland zu wandern, und da unser damaliger Wohnort nicht weit von der Gränze lag, so hatten wir die Schweiz schnell hinter unsern Rükken. Ich weiß nicht mehr, welcher glückliche Zufall mich jenesmal gleich nach meiner Trauung, — ich hatte noch das Gebetbuch in der Tasche, — vor dem Abgrunde vorbeiführte, in dem Ihr lagt, und wo ich Euer Geschrei hörte. Gerade an diesem meinem Ehrentage, eines Menschen Leben zu retten, war mir die sicherste Bürgschaft einer schönen Zukunft für meine Ehe. Und Gott hat mir auch diese That gesegnet!"

„Und wird es euch uoch reichlicher vergelten, fiel der Graf freudig ein, durch mich, der ich als das glückliche Werkzeug der göttlichen Vorsehung mich betrachte, euch gerade jetzt im Drange der höchsten Noth Hülfe und Rettung bringen, und für eure ganze Lebenszeit eine neue, sorgenfreie Zukunft bauen zu können."

So war kaum eine Stunde vergangen, während welcher die beiden Herrschaften sich mit dieser armen Familie unterhielten, und sie immer lieber gewannen, als der Arzt vom Schlosse hereintrat.

Der Graf befahl ihm, alle Kunst aufzubieten, den Kranken zu retten. Der Arzt untersuchte die Wunde aufmerksam, machte ein sehr bedenkliches Gesicht, schmähte auf den ungeschickten Dorfbader, und sagte: „Gerade bin ich noch zur glücklichen Stunde gekommen. Noch ist zu helfen; aber nur eine Viertelstunde später, hätte der Arm abgenommen werden müssen, und der Kranke leicht ein Opfer des Todes werden können. So aber hoffe ich, daß er in einigen Wochen hergestellt seyn kann."

Der Arzt verband die Wunden aufs Neue, und kam nun alle Tage vom Schlosse herüber, um nachzusehen.

Auch der Graf und die Gräfin, die für heute sich mit dem Arzte entfernt hatten, kamen an jedem Tage zum Besuche herüber, und freuten sich der guten Fortschritte, welche die neue ärztliche Behandlung machte.

Nach einigen Wochen war der gute Gottfried zwar vollkommen geheilt; allein der Arzt rieth dem Manne sehr, seinen Arm ja nicht mehr viel anzustrengen, indem er sonst leicht ein neues Uebel sich zuziehen könne.

„Ei! ei! mein Herr Doktor, entgegnete der Alte, nichts für ungut! Sie haben da gut reden, den Arm zu schonen. Es ist aber gerade mein rechter Arm, den ich zu meiner Arbeit nicht ent-

behren kann; denn mit dem Linken kann ich keinen Hammer führen, und wenn ich den Hammer nicht führe, wovon soll ich meine Familie ernähren? Ihr Herren Doktores nehmt das Ding immer zu kitzlich. Sehen Sie, ich fühle Kraft in meinem Arm, fühle es, daß Sie mich ganz gesund hergestellt haben, und stets an Arbeiten gewöhnt, wird mein Arm durch Arbeiten erst die Stärke erhalten, die ihm noch fehlt. Deßhalb, lieber Herr Doktor! kann nichts daraus werden. Einige Wochen will ich noch Ruhe halten; aber dann geht's wieder frisch auf den Ambos hin, wie vorher."

„Aber wenn es euch denn doch wirklich schadet, fiel Adolf in sanftem Tone der Ermahnung ein, der Herr Doktor muß das doch am Besten wissen. Nein! ihr müßt euch schonen, dürft keine so schwere Arbeiten mehr verrichten. Gott wird schon für uns sorgen, und wenn auch ich nicht eure Arbeiten thun, und so uns Nahrung verschaffen kann, so wird der gütige Vater im Himmel uns gewiß einen anderen Ernährer senden. O ich hoffe recht viel von dem guten Herrn Grafen, der wird uns gewiß nicht untersinken lassen."

Und die Hoffnung des guten Knaben war keine Täuschung.

Gleich des anderen Tages, als der Arzt der gräflichen Herrschaft die Nachricht von der glücklich vollendeten Heilung Gottfrieds hinterbrachte, aber auch die Nothwendigkeit seines gegebenen Rathes und die darauf erhaltenen Aeusserungen von Seite des Patienten nicht verschwieg, gingen der Graf

und die Gräfin sogleich hinüber in die Hütte der armen Leute.

Sie schon von der Ferne erblickend, lief der kleine Adolf ihnen sogleich entgegen. Beim Eintritte in die niedere Stube saß der alte Gottfried im Lehnstuhle, den Arm noch in der Binde. Doch beim Anblicke der hohen Herrschaften stand er sogleich auf, um in den ehrerbietigsten Ausdrücken seinen Dank auszusprechen. Auch Margaretha wollte dasselbe thun; doch der Graf und die Gräfin ließen beide nicht zu Worten kommen.

„Wir trugen nur alte Schulden ab!" sprachen sie, „und verdienen dafür keinen Dank!" Und mit diesen Worten geleiteten sie den alten Gottfried wieder in seinen Lehnstuhl zurück.

„Ich kann euch, fing der Graf wieder an, die Freude gar nicht beschreiben, die ich empfinde, euch wieder so gut hergestellt zu sehen. Aber nun müßt ihr auch den Rath des Arztes befolgen, und euch schonen, jede schwere Arbeit unterlassen. Ihr habt genug in eurem Leben euch geplagt; jetzt sollt ihr einmal ausruhen und ein süßes Alter genießen. Und daß ihr das wirklich könnt, dafür lasset mich sorgen. Verlaßt deshalb diese niedere Hütte, ziehet mit uns auf das Schloß. In meinem Garten ist ein schönes, freundliches Landhaus, ganz unbewohnt, und geräumig für euch und eure Familie. Das sey von nun an euer Eigenthum, und ein jährliches Jahrgehalt von sechs hundert Gulden, das bei noch größerem Alter ich erhöhen will. Euer kleiner Adolf aber soll seine meiste Zeit in unserer nächsten Um-

gebung zubringen. Es ist Schade für ihn, wenn er einmal nichts Besseres werden sollte, als ein Handwerker. Gott hat unsere Ehe noch nicht mit Kindern gesegnet, und es ist auch keine Hoffnung dazu da; wir wollen nun zweite Aelternstelle an eurem Kinde vertreten, es aufziehen und ihm einen höheren Unterricht genießen lassen, damit es einst ein Beamter des Staates werden kann. Denn das Vaterland bedarf vorzugsweise Männer, die nicht blos Talente, sondern auch ein gutes Herz haben; und euer Sohn mit seinem sanften Gemüthe wird gewiß dereinst ein guter Beamte werden, der nicht kalt und taub bleibt bei dem Anliegen der Unterthanen, oder verlassener Armen und Waisenkinder. Ich würde mich glückich schätzen, auf meinen eigenen Gütern ihn dereinst als Amtmann oder sonst auf eine Weise versorgen zu können. Darum lieber Freund Gottfried! schlagt mir diese meine Bitte nicht ab, zieht mit hinüber auf mein Schloß, lebt dort als ein neues Glied in meinem Familienkreise."

Gottfried und Margaretha konnten vor Rührung über diese ausserordentliche Güte des guten Grafen kaum zu Worten kommen. „Zu viel, zu viel Gnade!" schluchzten sie, und küßten in Thränen schwimmend, die Hände der hohen Herrschaften, in deren Antrag sie willigten. „Habe ich es nicht gesagt?" — fiel in freudiger Rührung Adolf ein, — „der Himmel hat uns den Herrn Grafen zum fortwährenden Beschützer gesendet. Ach! er ist so sanft und so gut, und der liebe Gott hätte zur

Ausführung seiner Pläne gar keinen bessern Mann finden können als diesen.“

Und dabei schmiegte er sich gleichfalls an die Seite des Grafen, und vollendete so die Gruppe von Freunden, die von den Gefühlen der Liebe und Dankbarkeit gegenseitig durchdrungen, sich einander in den Armen hielten, und das rührendste Familienbild darstellten, wie es kaum ein Maler auf der Welt zu erfinden und darzustellen vermag.

Sechstes Kapitel.

Die neue Wanderschaft.

Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen; die Sonne warf ihre ersten Strahlen durch die Fensterscheiben von Gottfrieds niederer Hütte, und muntere Vögelein, von Ast zu Ast der um die Hütte stehenden Bäume hüpfend, zwitscherten ihr rührendes Morgenlied.

Gottfried wachte gerade von einem lieblichen Traume auf, der ihm die Schönheiten seines künftigen Wohnsitzes auf dem herrschaftlichen Gute in den lieblichsten Farben vorzauberte. „Steht auf! Kinder! steht auf! sprach er, die Sonne ist schon über den Bergen. Und mit Anbruch des Tages sollen wir ja diese Hütte verlassen, und unsern neuen Aufenthalt beziehen, der, wenn er nur halb so schön ist, als ich ihn so eben in einem Traume sah, ein wahres Himmelreich für uns seyn wird.“

Margaretha und Adolf sprangen eilig aus ihren Betten, und kaum hatten sie ihre Kleider umgeworfen,

fen, als sie schon eine Kutsche mit dem Bedienten des Grafen anfahren hörten.

„Der gute Herr Graf! — sprach Gottfried, wie väterlich er für uns sorgt. Da steht schon die Kutsche, um uns hinüber aufs Schloß zu fahren, wo wir heute zum erstenmale frühstücken sollen. Diese unsre neue Wanderschaft wird uns freilich viel leichter werden, als damals, gute Margaretha, da wir aus der Schweiz nach Deutschland wallten; dort ging es zu Fuße, jetzt aber können wir fahren. Damals wußten wir noch nicht, wo wir eine freundliche Herberge finden würden; jetzt aber wissen wir gewiß, daß ein großmüthiger Wohlthäter uns Nahrung und freundliche Freystätte gibt. O! wie können wir es dem guten Herrn danken! Unser inniges Gebet soll dafür täglich zum Himmel steigen, und Glück und Heil auf ihn und sein Haus herabflehen."

Die neuen Wanderer hatten sich indessen ganz reisefertig gemacht; der kleine Adolf hatte sich noch besonders von seinen Aeltern ausgebeten, sein Vogelhäuschen gleich mitnehmen zu dürfen, da die kleinen Thierchen nur an ihn gewöhnt seyen, und von fremden Händen deshalb nicht transportirt werden sollten.

„Wohlan denn Kinder! rief Vater Gottfried, laßt uns aufbrechen! Doch vorher fallt alle nochmals mit mir auf die Kniee, und betet zum Herrn! es ist heute das letztemal in dieser Hütte, und darum sey dieß Gebet uns doppelt heilig!"

Ehrfurchtsvoll nahm der Alte nun seine Mütze herab, kniete nieder, und eben so auch Margaretha und Adolf, und sprach in rührend-feierlichem Tone: „Vater im Himmel! schaue herab mit gnädigem Blicke auf deine dich liebenden Kinder. Mehr als zwölf Jahre haben wir vergnügt und zufrieden in dieser armen, niederen Hütte zugebracht; manches Gute, aber auch viel bittere Stunden erlebt; doch jedesmal Freud und Leid, ergeben in deinen himmlischen Willen, ertragen. Du segnetest unsere Arbeit, und gabest uns unser tägliches Brod. Du schütztest uns vor der Versuchung der Sünde, und gabst uns Kraft, nur die Tugend zu üben und stets deine Gebote zu halten. Du hast unsere Ehe mit einem Sohne erfreut, und uns deinen Beistand verliehen, ihn christlich und nach deiner Vorschrift zu erziehen, und wir können dereinst mit ruhigem Bewußtseyn vor dein Angesicht treten und sagen: „Nimm ihn hin o Herr! hier ist er, den du uns gegeben!“ Du hast in der jüngsten Zeit ein Unglück über mich verhängt, das mich unfähig macht zum Arbeiten. Aber deine weise Fürsorge hat zugleich einen Retter gesendet. Wir werden nun in eine Lage versetzt, die so glücklich ist, wie wir sie noch nie in unsrem Leben genossen haben. Sende uns o Herr auch deine Gnade, daß wir dieß unser Glück mit derselben Fassung ertragen, wie unser Unglück. Laß uns nicht übermüthig werden; und erhalte uns stets in solcher Gesinnung, daß wir nie deiner vergessen, durch den uns alles das Gute geworden ist. Vor allem aber erhöre auch unsere

Bitte, und gieß das Füllhorn deines Segens auf unsern Wohlthäter aus und seine Gemahlin! entferne jedes Unheil, jede trübe Wolke von ihrem Lebenshimmel und stärke uns in unsrem Vorsatze, durch Wort und That ihnen das Leben, so viel wir können, zu versüßen. Darum o Herr! bitten wir dich! Du hast uns jedesmal erhört, schenke auch diesem unseren letzten Gebete in dieser armen Hütte deinen Segen!" —

So sprach der Alte, und seine Worte beteten im Stillen die beiden ihm zur Seite Knieenden nach, standen dann auf, warfen noch einige Abschiedsblicke auf die Hütte und alle ihre Einrichtungen, gingen hinaus, und setzten sich in die für sie bereitstehende Kutsche. Ihre Hausgeräthe wurden ihnen, als theure, durch die Länge der Zeit liebgewonnene Familienstücke, ihrem Verlangen gemäß auf einem eigenen Wagen nachgefahren.

Nach einer kleinen Stunde waren sie schon am gräflichen Schlosse angekommen. Der Graf stand an dem Thore, sie zu empfangen. „Seyd uns willkommen! in der neuen Heimath!" sprach er, und führte sie nun die große, steinerne Stiege des Schlosses hinauf in eines der schönsten Zimmer, wo bereits ein gutes Frühstück für sie bereit stand.

Sie verzehrteen es mit größtem Appetite; denn noch nie hatten sie so gut gegessen, und der kleine Adolf würzte noch insbesondere das Mahl durch allerlei Fragen und kindliche Einfälle.

Nach genommenem Frühstücke kam auch die Gräfin, noch in Morgenkleidern, zu den Leuten herein,

und hieß auf gleiche freundliche Weise, wie ihr Gemahl, sie willkommen. Der Vormittag ging gar damit hin, daß der Graf seine neuen Gäste im ganzen Schlosse herumführte, ihnen alle Merkwürdigkeiten zeigte, und dabei an seinem neuen Pflegesohne Adolf eine unbeschreibliche Freude hatte. Denn der gute, sanfte Knabe machte bei Betrachtung der verschiedenen Gegenstände so viele Bemerkungen, die Zeugniß von einer höchst sanften Gemüthsart und einem für sein Alter wirklich ungewöhnlich vorgeschrittenen Geiste gaben.

Nach der Mittagsmahlzeit führte der Graf seine Fremden hinab in den Garten in ihre Wohnung. Das Landhaus hatte im Innern viel Aehnlichkeit mit der früheren Behausung; nur daß es größer, und schöner war. Die Hausgeräthe waren alle schon aus der Hütte hieher gebracht, und auf ähnliche Weise aufgestellt worden, wie in der alten Wohnung. Die Eintretenden wurden daher beim ersten Anblicke aufs angenehmste überrascht; denn sie glaubten sich ganz unter ihrem alten, so werthgewordenen Obdache zu befinden. Thränen erstickten ihnen die Worte des Dankes, die sie dem guten Grafen, ihrem Wohlthäter, entgegenstammeln wollten.

Der Graf ließ sie hierauf allein, damit sie ungestört sich in der neuen Wohnstätte gar einrichten könnten, und bemerkte nur noch beim Weggehen, daß für solche Bequemlichkeiten, die unter ihren Hausgeräthen sich nicht befänden, seine Bedienten die beste Sorge tragen würden.

Der alte Gottfried mit den Seinigen hatte schnell eingewohnt; nur Eines fehlte ihm noch zu seinem Glücke, nämlich die Arbeit. Eingedenk des Sprichworts: „Müssiggang ist aller Laster Anfang" bath er daher eines Tags seinen Wohlthäter, ihm eine Beschäftigung zuzuweisen.

„Ich bin von Jugend auf an Arbeit gewöhnt, sprach er, Arbeit ist meine Lebensluft, Müssiggang mein Tod! Drum hoher Herr! lassen Sie mir, da ich nun einmal im Garten mein Wohnhaus habe, auch die Besorgung des Gartens über. Gewiß, Sie sollen mit mir zufrieden seyn; denn ich habe in früheren Jahren die Gärtnerei erlernt, und was ich nicht weiß, wird meine Frau mir helfen können."

Der Graf, der nicht unter jene eigennützigen Leute gehörte, die für erwiesene Wohlthaten auch wieder Gegendienste verlangen, willigte nicht gern in Gottfrieds Antrag. „Es wäre mir lieb gewesen, daß ihr ganz in Ruhe eure Tage bei mir zubrächtet, und nicht, so zu sagen, das Wenige, das ich euch gebe, wieder durch Arbeit mir ersetzet. Denn eine Wohlthat möchte ich euch dadurch erweisen, meine Pflicht der Dankbarkeit an euch erfüllen, aber nicht bloßen Dienstlohn austheilen. Doch scheinen mir die Gründe, die ihr anführt, nicht unbeachtenswerth, und lediglich, um euch das zu geben, was euch gleichsam eine Lebensarznei ist, gehe ich in euren Antrag ein, und will euch die Aufsicht über meinen Garten überlassen. Aber auch nur die Aufsicht; denn alle schweren Arbeiten sollen meine

Leute verrichten, und ich bedinge mir es ausdrücklich aus, daß ihr nie euch deren unterziehet."

Gottfrieds Wünsche waren nun alle erfüllt, da er nun auch Beschäftigung hatte, und seine Zeit nicht im bloßen Müssiggange zuzubringen brauchte.

Adolf wohnte zwar im Landhause seiner Aeltern; allein den größten Theil des Tages brachte er doch im gräflichen Schlosse zu. Dort wurde er wie das eigene Kind gehalten. Er erhielt neue Kleider, und sah nun, bei seinem ohnehin schon von der Natur so schön gestalteten Körperbau, wirklich einem gräflichen Kinde gleich.

Neben diesem äussern Schmucke des Körpers gewann er aber auch, was wohl am meisten werth ist, mit jedem Tage an innerm Schmuck der Seele. Der Graf ließ ihm durch den Schloßkaplan in den höheren Kenntnissen Unterricht geben, und dieser Unterricht sollte mit ihm so lange fortgesetzt werden, bis er befähigt sey, eine Universität zu beziehen. Adolf machte wirklich recht gute Fortschritte, und that sich vor allen übrigen Schülern rühmlichst hervor, die auch aus der Nachbarschaft die Lehrstunden des Schloßkaplans besuchten.

Bei allen diesen geistigen Fortschritten nahm er aber auch täglich an Tugenden des Herzens zu. Seine Sanftmuth und Milde zeigte sich bei jeder Gelegenheit. Gegen Jedermann war er dienstfertig und willig; Keiner bekam ein rauhes Wort, und wenn auch hier und da ihm irgend Etwas in den Weg kam, so wurde er nie ungeduldig, und dachte eben bei sich: „Es kann nicht immer eben gehen!"

Eine besondere Sanftmuth und Geduld zeigte er bei seinem Studieren. Wenn seine Kameraden oft bei Lösung einer schwierigen Aufgabe gleich zornig und ungeduldig wurden, und Buch und Schreibmaterialien von sich warfen, da saß er ruhig und gelassen an seinem Studiertische, und dachte so lange nach, bis er den schwierigen Knoten gelöst. Diese seine Ausdauer machte es auch, daß ihm eigentlich keine Aufgabe zu schwer war.

Allgemein war er geliebt und geachtet und es ward zum Sprichworte: „Er ist ein guter, sanfter Knabe, die Freude Gottes und der Menschen. Aus ihm wird noch etwas Großes werden."

Siebentes Kapitel.

Wilhelms erste Lebensjahre.

Ein Gegenstück, und zwar kein lobenswerthes, zu dem guten, sanften Adolf war ein anderer Knabe, der auch eine Hauptperson in unserer Geschichte ausmachen soll. Er hieß Wilhelm, und war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns, der in einer kleinen Stadt, ganz nahe am gräflichen Schlosse, wo jetzt Adolf sich aufhielt, wohnte. Der Vater, Gutmann mit Namen, ein rechtschaffener, redlicher Mann, besaß ein ansehnliches Vermögen, und stand deshalb mit den vornehmen Herren in der Nachbarschaft stets in Geschäften. Auch auf dem gräflich Felseck'schen Schlosse hatte er seit einer Reihe von Jahren Vieles zu thun. Die Mutter war gleichfalls eine gute, brave Frau, aber nur immer kränk-

lich, weshalb sie auch gegen ihre Kinder, um sich zu schonen, da Zorn und Aerger ihr besonders schadete, nicht so streng verfuhr, als es, wenigstens bei ihrem Sohne, manchmal nöthig gewesen wäre.

Dieser, wie ihr wißt, Wilhelm genannt, war ein schöner Knabe, der bereits bis zu seinem achten Jahre manche guten Eigenschaften entwickelt hatte. Seine Schwester Wilhelmine, obwohl ein Jahr jünger, war aber viel besser und liebenswürdiger wie er; ganz das getreue Bild ihrer guten, sanftmüthigen Mutter. Wilhelm dagegen zeigte schon frühzeitig ein heftiges, aufbrausendes Wesen, und eine ungemeine Neigung zum Jähzorne. Ein einziger Blick, ein einziges Wörtchen, eine kleine Berührung, die eben nicht nach seinem Willen waren, brachten ihn in Harnisch, und er konnte dabei so zornig werden, sein Blut gerieth in eine solche Wallung, daß er mit den Füßen auf den Boden stampfte, laut aufschrie, und so lange fortschäumte und fortwüthete, bis man seinen Willen gethan.

Es war wirklich ein schauderhafter Anblick, den Knaben in dieser Lage zu sehen. Er sah sich gar nicht gleich, und glich eher einem abscheulichen Unthiere, als wie einem Menschen, der nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen ist.

Zur Verschlimmerung von Wilhelms Zustand, trugen besonders aber Dienstboten, und sonstige sogenannte dienstgefällige Leute bei, die den kleinen Wütherich kannten, und um ihn daher immer gut zu erhalten, seinen Willen in allen Stücken erfüllten, ihm schmeichelten und schön thaten. „Es ist

ja nur noch ein Kind, sagten sie, dem muß man thun, was es will, damit es immer hübsch ruhig bleibe, und durch so vielen Zorn nicht seiner Gesundheit schade." Doch bedachten diese Menschen nicht, daß sie eben dadurch das Wohl seines Körpers und seiner Seele zu Grunde richteten; denn ein Uebel muß in der Wurzel erstickt werden, wächst es einmal fort, so wird es ein Unkraut, das schreckliche Früchte bringt.

Und so ging es auch hier. Die Wurzel dieses Uebels wurde nicht ausgerissen, ja sie faßte sogar einen stets festern Boden. Denn es trug sich zu, daß der Vater gerade neue Handelsverbindungen eingegangen hatte, und deshalb öfters des Jahrs auf Reisen ging, ja manchmal kaum ein paar Monate im Jahre zu Hause war.

Da blieb nun Wilhelm der Aufsicht der Mutter meistens überlassen, mit Ausnahme der Unterrichtsstunden. Diese aber, wie ihr wißt, ohnehin kränklich, und noch durch häusliche Geschäfte sehr in Anspruch genommen, konnte nicht immer ein wachsames Auge auf den Knaben haben. Auf diese Weise wurde sein Uebel stets ärger, und er, was man zu sagen pflegt, eine rechte kleine Giftnatter, die mit Jedem anband, der ihr auch nur das Geringste in den Weg legte.

Eine besondere Lieblingsneigung Wilhelms war die Jagd. Sein Vater hätte es jedoch nicht gerne; er verbot ihm das Jagen. Denn theils glaubte er, könne durch Unvorsichtigkeit mit dem Gewehre leicht ein Unglück entstehen, theils wäre überhaupt dieß

Vergnügen für zarte Kinderherzen noch nicht geeignet, indem es ihre milderen Gefühle durch Mordlust der Thiere abhärte, und überhaupt auch in den leichtsinnigen Worten und Reden manches ungebildeten Jagdgesellen ein Knabe Dinge hören könne, die für sein Alter noch zu früh, selbst verderblich werden könnten.

Allein Wilhelm wußte sich doch öfters hinter dem Rücken des Vaters dieß Vergnügen zu verschaffen, und besonders jetzt, wo er so oft nicht zu Hause war, und die nachgiebige Mutter sich leicht bereden ließ, ihm diese unschuldige Freude, wie er es nannte, zu gönnen.

So traft ihr, liebe Leser, den kleinen Jäger gleich beim Eingange unserer Erzählung an, wo er in wilder Zorneswuth den kleinen Adolf höchlich beleidigte.

Achtes Kapitel.

Vorfälle beim Soldatenspiele.

Die Unterrichtsstunden genoß Wilhelm mit mehreren andern Kindern der Nachbarschaft, bei dem Kaplane auf dem gräflichen Schlosse. Denn da sein Vater, wie wir schon gehört haben, mit dem Grafen Felseck sehr gut bekannt war, durfte auch Wilhelm an dem Unterrichte des dortigen Schloßgeistlichen Theil nehmen. Er ging daher täglich Morgens und Nachmittags in die dortigen Lehrstunden, und konnte dieß gar leicht, da sein väterliches Haus kaum eine halbe Viertelstunde vom Schlosse entfernt lag.

Wie aber überall, fing der kleine Zornige, auch hier mit den übrigen Kindern stets Händel an. Kein Tag schier verging, wo es nicht etwas absetzte, und er darüber in Strafe verfiel.

An einem schönen Nachmittage gingen die meisten Knaben der Nachbarschaft auf den Spielplatz. Auch Wilhelm wollte dabei seyn; er bath seine Mutter inständig, ihn doch mit hinaus zu lassen. „Ich will es dir erlauben, sprach diese; aber sey liebreich und friedfertig gegen deine Kameraden, und fange nicht wieder neue Händel an!"

„Gewiß nicht! versprach Wilhelm hoch und theuer, es soll keine Klage meinetwegen einlaufen! Es ist ja auch der H... nicht dabei, der eigentlich immer Schuld ist, wenn ich einen Zank bekomme, da er mich stets aufreizt und mir alles zum Trotze thut."

„Wohlan! so gehe denn, entgegnete die Mutter, ich hoffe, du wirst dein Versprechen halten. Es wäre auch wirklich schändlich, wenn du wieder in deinen alten Fehler verfallen solltest, und dein Vater, dessen Rückkunft bis zu deinem Nachhausegehen eingetreten seyn wird, gleich beim Wiedereintritte in seinen Familienkreis Nachricht von neuen bösen Streichen seines Sohnes erhalten sollte."

„Das wird er nicht! gewiß nicht liebe Mutter. Ich will mich recht brav aufführen!" — sprach Wilhelm, ergriff seine Mütze, und ging mit seinen Kameraden zum Spielplatze hinaus.

Doch kaum war etwas über eine halbe Stunde vergangen, so kam ein Spaziergänger vor Gut-

manns Haus gelaufen, und brachte die traurige Nachricht, daß draußen auf dem Spielplatze ein großes Handgemenge sey, in welchem, wie es schiene, Wilhelm den Kürzern ziehe.

Der alte Gutmann war gerade kaum vor einer Viertelstunde von seiner Reise zu Hause angekommen, als ihn diese traurige Bothschaft überrascht hatte.

Bestürzt eilte er auf den Spielplatz hinaus, und sah daselbst, wie im allgemeinen Handgemenge sein Sohn Wilhelm auf dem Erdboden lag, und die anderen Knaben dergestalt auf ihn losschlugen, daß er laut aufschrie. In der Hitze sahen sie den eingetretenen Gutmann nicht, bis er endlich einen beim Arme nahm, und ihn wegriß. Sie standen hierauf alle ganz zerstreut auf, und wußten nicht, ob sie reden, oder schweigen sollten. Wilhelm, der über und über voll Staub war, dem die Haare ins Gesicht hingen, zitterte am ganzen Leibe, als er auf einmal, so ganz unerwartet, wie einen Strafengel seinen Vater vor sich stehen sah; dieser aber, sich mäßigend, redete, ohne auf seinen Sohn zu sehen, die andern Knaben mit Ruhe an, und untersuchte, wer denn eigentlich der Urheber von der Schlägerei gewesen sey.

„Aber Kinder, hob er an, ist das ein Betragen gegen einen Freund? Was hat euch denn mein Wilhelm zu Leide gethan, daß ihr so unmenschlich mit ihm umgegangen?“

„Ach! Vater! ja, grausam, barbarisch gingen sie mit mir um,!“ heulte Wilhelm, in der Hoff-

nung durch seine Klagen seinen Vater zu versöhnen und auf seine Seite zu bringen.

„Schweig, Junge! — fuhr ihn jedoch der Vater mit rauhem Tone an, ich habe dich nicht gefragt, und es dir noch nicht erlaubt, auf mich zu reden."

Hierauf riefen die Knaben insgesammt mit einer Stimme: „Wilhelm hat uns entsetzlich beleidigt, und verdient auch noch von Ihnen, Herr Gutmann, seine Strafe."

Gutmann. Wäret ihr zu mir gekommen, ich hätte euch noch danken wollen.

Einer der Knaben. Einer von uns war auch schon auf dem Wege; aber Wilhelm lief ihm nach, und als er ihn dort bei jenem Baume eingeholt, stieß er denselben mit aller Macht nieder, fiel über ihn her, und mauschellirte ihn rechts und links. Wir konnten also nicht anders, als daß wir beide auseinander zu bringen suchten. Wie Wilhelm das merkte, hielt er den Ueberwundenen bei den Haaren fest, und zog mit der Linken einen andern ebenfalls bei den Haaren nieder, so daß wir uns also alle darein legen mußten. Sehen sie nur her, Herr Gutmann, da dem Eduard hat er einen ganzen Griff Haare aus dem Kopfe gerissen.

Gutmann. Auf beiden Seiten ist Unrecht; aber auf welcher am meisten? davon kann ich noch nicht urtheilen. — Erzählt mir euer ganzes Spielwerk von vorne! Als ich hier angekommen, — was war da das Erste?

Einer von den Knaben. Wir wollten Soldaten's spielen, und suchten uns daher Stangen zu Gewehren, und alsdann loosten wir, wer Gemeiner, — Unterofficier oder Lieutenant seyn sollte. Wilhelmen traf zum Unglück das Loos eines Gemeinen. Als er ins Gewehr treten und exerziren sollte, wollte er nicht — warf seinen Stock weg und sprach mit schäumenden Munde: „Euch soll ich wohl gehorchen? Mir kömmt das Kommandiren zu, aber nicht euch. Denn mein Vater ist weit mehr, als eure Väter zusammengenommen, er ist ein reicher, angesehener Kaufmann, der mit allen Edelleuten in der Gegend herum Geschäfte macht. Wahrlich — was bildet ihr euch ein? ihr jungen Hottentotten! Ihr mir befehlen, das ginge mir noch ab!" — Wir thaten, als hätten wir nichts gehört, und fragten ihn: ob er Officier seyn wolle, oder nicht? Sobald er das hörte, war er der vorige gute Wilhelm, nahm seinen hölzernen Degen in die Hand, musterte uns, und kommandirte endlich. Die Gewalt, welche wir ihm über uns gegeben hatten, mißbrauchte er aber bald. Alles was wir thaten, sollte und mußte Unrecht seyn. Bald tadelte er unsere Handgriffe, bald das Schultern, bald unser Laden, bald daß wir nicht stark genug geschrieen, um den Schuß damit anzudeuten, und so immerfort. Wir wandten ihm ein, daß wir das Schultern und die Handgriffe beim Stadtregimente auch nicht anders gesehen; aber er wollte alles besser wissen, knirschte mit den Zähnen, stampfte mit den Füßen, wenn wir's nicht nach seinem Kopfe machten. Zuletzt

wurde er äußerst boshaft, schlug zu, es mochte nun Rücken oder Nase treffen! Hierüber wurde der, welcher seinen Grimm am Aergsten erfuhr, aufgebracht gegen ihn, schimpfte ihn aus, und wollte eben Wilhelms Betragen Ihnen, als Vater melden. Dieß ist der wahre Hergang der ganzen Geschichte.

Gutmann. O Wilhelm, wie schlecht hast du dein der Mutter gegebenes Versprechen gehalten! wie unedel dich heute wieder bewiesen! Komm her zu mir — und sieh mich an! Was zitterst du, da ich dich rufe? Kinder müssen ohne Furcht den Ruf des Vaters oder der Mutter hören, ohne Furcht vor ihrem Angesichte stehen. Wisse, daß Aeltern deine besten Freunde, deine vertrautesten Gefährten, deine wachsamsten Wächter, deine sichersten Rathgeber, dein Schutz und deine Zuflucht sind. Oder schwebt dir etwa die schon oft erhaltene Strafe deines Ungehorsams vor? — Siehe! jetzt hast du schon wieder Strafe verdient, und zwar eine viel strengere, als früher. Denn, hast du deiner Mutter nicht heilig angelobt, dich ruhig und brav aufzuführen? Und doch bist du wieder in dein altes Laster verfallen. Wie abscheulich ist es von dir, die Aeltern dieser Kinder herabzusetzen. O wie viele von diesen Aeltern werden sich glücklicher preisen dürfen, trotz aller ihrer Armuth, als ich, mit allen meinem Reichthume. Ist noch ein Funke des Edelmuths in dir, so mache gleich deinen Fehler wieder gut, und bitte deine Mitbrüder um Verzeihung. Reiche ihnen deine Hand, und zeige ihnen aus dem Tiefsten deiner Seele, wie leid dir dein Vergehen thut.

Wilhelm fing an zu weinen, die Worte des Vaters hatten ihn ergriffen. Er ging von einem Knaben zum Andern, und sprach, mit Thränen in den Augen zu ihm: „Vergieb mir Lieber! ich habe dich nicht gerne beleidigt!“

Als er die Reihe der Knaben auf diese Weise durchgemacht hatte, sprach nun auch der Vater zu den Kindern also: „Schlüßlich schäme auch ich als Mann mich nicht, eine Bitte an euch zu richten. Hört sie, erfüllt sie! Verhehlet euern Aeltern die That meines Wilhelms, damit nicht Abscheu gegen ihn, Haß gegen mich daraus entspringe, und uns allen das Leben nicht sauer werde.“

Die Kinder versprachen es, küßten Gutmann und seinen Sohn, und gingen liebreich auseinander.

Neuntes Kapitel.

Ein neuer Vorfall.

Unter den Gespielen Wilhelms, die auf dem gräflichen Schlosse Unterricht erhielten, befand sich auch Adolf, dessen Charakter ich euch bereits im Obigen geschildert habe. Er war, wie ihr leicht daraus abnehmen könnt, das Gegentheil von Wilhelm. Denn während dieser, wie ihr gesehen habt, sich jähzornig und aufbrausend bei der geringsten Gelegenheit geberdete, leuchtete jener stets als Bild der Sanftmuth vor.

Es fehlte sich aber nicht, daß er dennoch bei aller seiner Gutmüthigkeit öfters mit Wilhelm arg zusammentraf, wovon ich nun ein kleines Beispiel erzählen will.

Wil=

Wilhelm hatte eine ganz besondere Freude an Eichhörnchen. Wenn er im Walde spazieren ging, und ein solches Thierchen sah, schlich er leise darauf zu, um es zu erhaschen; als er aber niemals seiner Beute habhaft werden konnte, weil natürlich das flüchtige Thierchen jedesmal davon sprang, gerieth er darüber in große Wuth, und brach in die grausamsten Verwünschungen aus.

Einmal an einem schönen Nachmittage schlich er sich in den nahen Wald hinaus und sah tief im Dickicht desselben, ein solches Thierchen sitzen. Langsam, und ganz auf den Zehen, ging er darauf zu, und war abermals im thörichten Wahne, es fangen zu können.

Ein böser Zufall wollte nun, daß gerade Adolf herbeigegangen kam, und ihm zurief: „Ach! da bist du ja! Ich soll dich suchen, wir wollen zusammen auf den Spielplatz hinausgehen!“ — Da lief nun das Eichhörnchen plötzlich davon und auf einen Baum hinauf, und Wilhelm gab die Schuld davon ganz dem herbeigekommenen Adolf.

„Ei! du verwünschter Junge, rief er, daß du gerade jetzt herzugelaufen kommst, und mir mein Eichhörnchen aufschreckest, das nun davon gelaufen ist.“

„Sey doch nicht so thöricht, lieber Wilhelm! sprach Adolf, das Eichhörnchen würde ohnehin weggesprungen seyn, wenn ich auch nicht gekommen wäre, sobald es dich erblickt hätte. Denn solch ein Thierchen läßt sich nicht so fangen, wie du denkest.“

„Schweig, dummer Junge!— entgegnete Wilhelm schon roth vor Zorn, deine Lehren brauche ich nicht; denn ich bin darin viel klüger als du."

„Ei, ei! mein guter Wilhelm, hob Adolf wieder an, sey nur nicht gleich wieder so böse. Ich habe ja nie daran gezweifelt, daß du ein recht gescheiter Junge bist."

Wilhelm aber konnte sich in seiner Heftigkeit gar nicht mehr mäßigen, um so weniger, da er die letzten Worte Adolfs noch dazu für Spott gehalten hatte. Es sprudelten ihm eine Menge von Schimpfworten aus dem Munde, und endlich fiel er noch gar über Adolf her, fuhr ihm in die Haare, und zauste ihn jämmerlich herum.

Wer weiß, ob Wilhelm seinen Kameraden nicht gar tödtlich verwundet haben würde, wenn nicht gerade zufällig Herr Gutmann, der damals ein Geschäft auf dem Schlosse abgemacht hatte, dazu gekommen wäre, und der Schlägerei ein Ende gemacht hätte. Der Vater war über diesen neuen Auftritt höchlich empört. Er ließ sich den ganzen Vorfall erzählen, und sprach hierauf im höchsten, gerechten Zorngefühle: „Wie? böser Junge! so bald hast du dich schon wieder vergessen! Kaum ist eine von deinen alten Schandthaten verraucht, so begehst du schon wieder eine Neue? Was hat dir der gute Adolf gethan, daß du ihm so hart begegnest! Pfui! schäme dich in deiner tiefsten Seele! Du hast eine Strafe verdient, stärker, als sie je ein Junge erhalten hat!" Er ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Jetzt gehe gleich nach Hause,

du kleiner Bösewicht, auf dein Zimmer! Die übrigen Knaben ziehen auf den Spielplatz, wie ich so eben gesehen habe; du aber hast es nicht verdient an ihrem Vergnügen Theil zu nehmen. Den ganzen Tag, bei Wasser und Brod sollst du eingesperrt bleiben auf deinem Zimmer!"

Erschreckt im Innersten durch diese entscheidende Sprache des Vaters, die er sonst nicht gehört hatte, und ohne ein Wort zu sagen, schlich sich Wilhelm davon, und zog sich, geplagt von einem bösen Gewissen, zu Hause in einen Winkel seines Zimmers zurück.

„Du aber lieber Adolf, sprach jetzt der Vater in mildem Tone, beruhige dich über das Unrecht, daß dir widerfahren ist; es thut mir sehr leid, daß dich mein böser Junge so tief beleidigt hat. Allein vergieb ihm! Er wird durch seine Strafe seinen Fehler sehr büßen müssen."

„Lieber Herr Gutmann, versetzte der sanfte Adolf, ich vergebe Wilhelm herzlich gerne; vergeben Sie ihm nur auch; werden Sie ihm wieder gut, und erlassen Sie ihm alle Strafe!"

„Lasse mich nur machen, versetzte Gutmann, ich weiß schon, was nöthig, und meine Pflicht ist."

Dabei drückte er dem Knaben die Hand, und dieser ging mit einer Verbeugung von ihm weg, nach Hause.

Zehntes Kapitel.

Eine Unterredung der Aeltern.

Gutmann war nach diesem Vorfalle mit seiner Gattin Amalie auf dem Zimmer, und besprach sich mit ihr über das traurige Verhältniß ihres Kindes.

„Ach! lieber Mann! sprach diese, mein Herz ist schon lange mit Angst und Qualen angefüllt. Denn mir ahndet, aus Wilhelm wird einmal kein guter Mensch!" Und bei diesen Worten floßen bittere Thränen ihr über die Wangen; ihre Worte machten auf den ohnehin betrübten Vater auch einen schmerzlichen Eindruck. Denn sie waren so zu sagen, ihm selbst aus dem Herzen gesprochen.

„Du hast noch kaum einen Begriff davon, fuhr die Gattin fort, wie arg es mit der Zornesleidenschaft unsers Kindes ist. Denn seit du weniger mehr zu Hause bist, hat sie beinahe den höchsten Grad erreicht. Hausgesinde und Gespielen müssen ungemein von ihm leiden; er fährt gleich auf alles los, wenn es nicht nach seinem Willen geht, und wenn ihn Jemand nur schief ansieht. Selbst mich seine Mutter, die ihn doch so zärtlich liebt, hat er schon einigemal im Uebermaaße seines Zornes so hart behandelt, daß mir das Herz darüber hätte brechen mögen."

„Der gottlose Junge! er soll seine Schläge jetzt gleich erhalten, fiel der Vater ihr ins Wort. Ich war Zeuge von zweien seiner Thaten, die sein Maaß schon hinlänglich gefüllt haben."

Und alsogleich ging er nach der Thüre. Amalie aber sprang ihm nach, und ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit zurückhaltend, bath sie ihn, jetzt noch nicht zu Wilhelm zu gehen, und des Zornes Einhalt zu thun.

Gutmann aber entwand sich ihren Armen, und rief: „Theures Weib! Gott fodert dereinst Rechenschaft von uns, wegen unsres Kindes! Wir müssen standhaft seyn, und wenn es uns auch schwer wird, die Pflichten der Strenge jedesmal erfüllen!"

Damit öffnete er die Seitenthüre, und rief Wilhelm heraus, der nicht den Muth hatte, seine Augen zu erheben. „Ungerathener Sohn!" hub er jetzt an mit Würde und Nachdruck, ungerathener Sohn! Siehe, wer zerfließt da in Thränen? Deine Mutter ist es! Deine Mutter, die so viele sorglose Nächte durchwachte, so viele Mühen und Beschwerden ausstand, um dich groß zu ziehen. Und womit lohnst du ihr nun? Durch Thränen, durch Kummer, durch Herzeleid! Du wirst der Nagel zu ihrem Sarge werden durch dein schreckliches, beispielloses Betragen. Sage Junge, was soll noch daraus entstehen, wenn du so fortfährst in deinem hitzigen, aufbrausenden Wesen. Es wird eine Zeit kommen, wo dein Laster so überhand genommen hat, daß du nicht mehr wissen wirst, wo aus noch an, und als ein Gegenstand der allgemeinen Verachtung herumziehen wirst. O Gott! Gott! daß ich der Vater von so einem Kinde bin!" —

Wilhelm war durch diese Worte des Vaters tief erschüttert; sein Schmerz brach in Thränen aus; er warf sich vor dem Vater auf die Kniee hin, und ergriff dabei auch die Hand der Mutter, und drückte sie mit einer krampfhaften Heftigkeit ans Herz. „Ach! vergebt mir!" rief er weinend aus, „ich will mich bessern! werdet mir nur wieder gut!"

Es war ein rührender Anblick. Die Mutter schluchzte: „Vater! vergib ihm!" Der Vater war fast zu Thränen bewegt. „Wohlan! sprach er, indem er ihn aufhob, es sey dir nochmals verziehen und deine Strafe dir erlassen! noch einmal wollen wir deinem Worte glauben! aber wage es nicht, dein Versprechen zu brechen! werde Herr über deine Heftigkeit, über deinen Zorn! du kannst es, wenn du nur willst; einem festen Willen ist alles möglich. Und wenn du deine Leidenschaft unterdrückst, und ein sanfteres Wesen annimmst, o dann sollst du nie ein unschönes Wort erhalten, und von uns inniglich geliebt werden."

Die Mutter umarmte ihn auch; ein Kuß der Zärtlichkeit und Liebe bestätigten gleichsam des Vaters Worte.

Wilhelm fühlte sich auch in diesem Augenblicke innerlich ganz neu belebt; es war ihm so wohl ums Herz, wie noch niemals. Fest war sein Entschluß, seiner Leidenschaft einen Zügel anzulegen, und ein sanfter Junge zu werden. Er bath jeden seiner Kameraden, die er beleidigt hatte, nochmals um Verzeihung und seine Aeltern hatten von nun an neue, schöne Hoffnungen in Bezug auf seine Besserung.

Gewiß wird jeder der jungen Leser sich eben so freuen, und recht von Herzen wünschen, daß Wilhelms gute Vorsätze auch Bestand haben möchten!

Eilftes Kapitel.

Die Einsiedler-Hütte.

Wilhelm hatte bereits einige Wochen lang sich gut und brav benommen, und war nicht wieder in seine unselige Leidenschaft verfallen. Der Vater war darüber sehr erfreut, und nahm daher seinen Sohn auch zum Lohne auf einer kleinen Herbstreise mit, in einen benachbarten Ort, wo Gutmann einen Freund besuchen wollte, den er seit Jahren nicht gesehen, aber gut gekannt und sehr geliebt hatte. Auf der letzten Tagereise bei seiner Rückkehr verspätete er sich, und gerieth mit seinem Sohne in einen dichten Wald, aus dem er keinen Ausweg mehr fand.

Er kam an die Hütte eines Einsiedlers, aus welcher ihm der Bewohner derselben gerade freundlich entgegentrat, mit den Worten: „Seyd mir willkommen, ihr verirrten Wanderer, in meinen einsamen Gefilden! Lange trat keines Menschen Fuß hieher, obwohl ich mich oft nach einer Seele gesehnt, denen ich meine Empfindungen mittheilen könnte. Ihr habt euch, wie ich sehe, verirrt; ist euch meine Hütte recht, so verweilt in ihr, bis der Mond heraufkommt, und euch die Bahn zu eurer fernern Wanderschaft zeigt. Von außen möchte sie euch gebildeten Menschen wohl nicht ge-

fallen; aber inwendig bietet sie mehr Glück, als mancher Pallast; denn es hausen keine Sorgen darin, ihr müßtet sie denn in eurem Busen tragen! Wollt ihr eine Nacht hier zubringen, mit Freuden werde ich neben euch ruhen, und beim Anbruch des Tages euch weiter geleiten. Den Hunger soll euch ein mäßiger Tisch vertreiben; zwar kann ich euch keine Kostbarkeiten vorsetzen, aber süße Baumfrüchte, die ich heute erst von den Bäumen gesammelt, mit eigener Hand gepflanzt und gewartet, stehen euch zu Dienste. Bricht der Mond durch die nächtlichen Wolken, dann wollen wir uns heraus in's Freie setzen, und in vertraulichen Gesprächen uns unterhalten. Nun sagt, wollt ihr meinen Antrag annehmen?"

Gutmann entschloß sich da zu übernachten, und beantwortete die Bitte des liebevollen Alten mit derselben Vertraulichkeit, mit welcher jener sie gestellt hatte. „Ja Vater, sprach er, getrennter Bruder vom Menschengeschlechte, ich will hier den Morgen erwarten, damit du dich einmal recht satt an Menschen sehen könnest. Aber erzähle mir auch dein Leben, sage, was dich zur Einsiedelei verleitet, denn dein gutherziges Betragen läßt mich nicht auf störrischen Eigensinn und Ungeselligkeit schließen, und erkennst du meine Neugierde nicht als strafbar, so erzähle mir auch deine Geschäfte, mit welchen du dir die Zeit vertreibst."

Der leutselige Alte führte ihn in seine Hütte, nahm seinen Rock vom Stuhle, und hieß ihn sich darauf setzen. Er aber, da er keinen Sitz mehr

hatte, lagerte sich mit Wilhelm auf die Erde, dicht neben Gutmann hin, und erzählte seinen ganzen Lebenslauf.

„Mein Leben, sprach er, hat zwar nicht viel auf sich, allzu merkwürdig wirst du es nicht finden, aber doch hat es Veränderungen genug für den, der nicht immer Abentheuer und das Wunderbare erwartet.

Diese Hütte hier, welche recht im Schatten der Linden liegt, der rings sie umgebende Wald, die nahe anstoßende Allee der Bäume, die angränzenden Fluren, sind das Erbe meines Vaters, mein Reich, meine kleine Welt! Hier war das Ziel seiner Wünsche, seiner Hoffnungen, nachdem er durch harte Schicksale niedergebeugt war.

Er war ein Mann, von der Natur mit seltenen Geistesgaben ausgerüstet; dabei von adelicher Geburt und bekleidete ein hohes, würdevolles Amt im Staate. Geachtet war er und geliebt von seinen Kollegen, wie von seinen Untergebenen. Aber nur einen Fehler hatte er, einen ungeheuren Hang zum Jähzorne, der ihn auch in das größte Elend stürzte.

Denn einstmals in einer Gesellschaft gerieth er mit einem andern angesehenen Edelmanne in heftigen Wortwechsel, und mein Vater, der in seiner Zorneswuth sich kaum kannte, fügte seinem Gegner die kränkendsten Beleidigungen zu. Dieser darüber gleichfalls empört, foderte ihn zum Zweikampfe heraus. Mein Vater mußte, als Edelmann es annehmen; es kam zum Duell, und der Gegner sank durch meines Vaters Hand. Schnell entfloh die-

ser, und konnte, da die Staatsgesetze gegen den Zweikampf sehr strenge waren, in sein Vaterland nicht mehr zurückkehren. Zum Glücke hatte er noch ein kleines Vermögen, womit er dieses Landstück hier, weit entfernt von seinem Vaterlande, sich ankaufte, und in der zurückgezogensten Einsamkeit daselbst seine Tage zu beschließen sich entschloß.

Ich war damals ein Jüngling von etlichen zwanzig Jahren, als ich ihm in diese Einöde folgte. Lange noch lebte er mit mir ein stilles, ganz einsames Leben; wir arbeiteten, ackerten, säten und pflanzten, und genoßen mit doppelter Lust Gottes Gaben aus der ersten Hand. Dabei unterließ es mein Vater nie, mir weise, heilsame Lehren zu ertheilen, und stellte mir vor Allen, die schrecklichen Folgen des Jähzornes vor, und suchte auf alle mögliche Weise dieser Leidenschaft in meiner Seele den Weg zu versperren.

Späte seinem Alter nach, aber für mein Herz doch zu früh, rief meinen guten Vater der Tod vom Schauplatze weg; seine Leiche habe ich selbst hier auf seinem Gute zur Erde bestattet.

Groß war mein Schmerz über seinen Verlust; ja selbst die ganze Naturgegend umher trauerte an seinem Sterbetage. Einsam brachte ich nun mein Leben auf dem Erbe meines Vaters zu, und es sind nun mehr denn vierzig Jahre bereits verflossen, seit ich hier, zurückgezogen von der Welt, allein lebe, und blos die Natur zur innigen Freundin und Vertrauten habe.

Das ist, in Kurzem die Geschichte meines Lebens; ich wollte mich nicht lange dabei aufhalten, da die Erinnerung daran meinem Herzen zu schwer fällt. Weitläufiger will ich euch dagegen mein Leben schildern, das ich hier seit jener Zeit verlebt habe; denn es war ein, wenn gleich sehr einförmiges und stilles, doch von innerer Ruhe und stetem Seelenfrieden ganz erfülltes. Der Segen des Vaters ruhte auf meiner niedrigen Hütte; die Natur rings umher schützte mich vor den Gefahren des Lebens, und die Gesellschaft ihrer todten Weisen lehrte mich den Umgang mit den Lebendigen vergessen. Doch Freunde! wie ich sehe, ist nun der Mond aufgegangen. Ist es euch gefällig, auf jener reinlichen Rasenbank, nicht weit von meiner Hütte, die Abendscene mit anzusehen? so laßt uns hinausgehen, ehe ihn finstere Wolken umkleiden? Es scheint mir eben nicht, als würde heute sein Schein vom Bestande seyn."

Gutmann und Wilhelm standen auf, griffen dem alten Vater unter die Arme, richteten ihn in die Höhe und gingen eine Strecke zur Hütte hinaus. Eine Zeitlang saßen sie stumm auf der Rasenbank, jeder seinen Gedanken und Gefühlen überlassen, bis endlich der Einsiedler das Schweigen unterbrach.

„Ach Freunde, hob er wieder an, welch' ein Zeichen der Gotteskraft! Wie so herzlich gut ist doch unser aller Vater! Kaum ist die Schöpferin der Tagesfreuden verschwunden, — die Erleuchterin der Gotteswelt! und schon wieder ein Werk seiner

Hände am Himmel, ein Werk, welches uns noch einmal vor Schlafengehen die Werkstatt der großen Natur sanft erhellen soll, um heiter und schön von ihren Gefilden, Bergen und Thälern träumen zu können! O wäre doch ein Gotteszweifler hier, fragen wollte ich ihn, wer dieses nächtliche Licht am Himmel gesetzt? wer dem silbernen Monde das Gesetz gegeben, ein Jahr wie das andere seine Laufbahn zu beschließen? Spräche er dann: es ist ein Werk des Ohngefährs; so würde ich ihm antworten: des Zufalls Werk ist nicht beständige Ordnung, nicht Harmonie Jahrtausende hindurch. Doch weg mit solchen Zweifels-Gedanken! Schauet vielmehr, Fremdlinge, die ihr gewiß Gottes Namen im Herzen tragt, mit Gefühl an seine Gegenwart denkt, schaut empor gen Himmel, dem glänzenden Wanderer nach!

Da kommen kleine Wolkenhaufen, ziehen ihm entgegen, aber, ach! seht, er kämpft glücklich mit ihnen! Schon sind sie vorüber, und tragen auf ihrem Rücken seine Strahlen, als Zeichen, daß er sie überwunden. Um ihn her funkeln auch seine Gesellschafter, die Sterne wieder, und zittern am freien Himmelblau.

Nieder nun mit den Augen auf Gottes Erde! Seht, wie die Bäume in der Ferne auf die flachen Wiesen schwarzen Schatten malen, wie hier des Mondes Strahlen durch die Gipfel fallen, wie dieser ganze Tannenwald vom Silberlichte glänzt! Alles ist doch reizender auf dem Lande; die Sonne schafft da angenehmere Tage, und der Mond stil-

lere und schönere Abende. Laßt uns nun zurückwandeln, allzulange möchten wir wohl vor einem Regen nicht sicher seyn! Ja, ja, schon erhebt sich der Wind, die Wolken ziehen schneller, und ihre Schwärze räth uns, das Trockene zu suchen. Müde seyd ihr Fremdlinge wohl auch! Kommt in meine Hütte, ein räumliches Lager soll euch empfangen, und habt ihr keine Sorgen zu mir gebracht, so wird euch der stärkende Schlaf gewiß auch willig umfassen!"

Gutmann und Wilhelm willigten in den Vorschlag, und führten beide den Einsiedler zur Hütte zurück.

Unterwegs ließen sie ihm das Wort. „Morgen, sprach der Alte, will ich euch wecken, sobald die Sonne scheint, und euch dann meine kleine Welt zeigen, und auch meine Beschäftigungen zergliedern, unter denen ich mit Vergnügen alt und grau geworden bin. Wenn nur der morgige Tag so heiter ist, wie der heutige Abend. Der Anschein ist zwar nicht dazu da; seht der ganze Himmel umlegt sich; aber in einer Nacht kann sich viel ändern. Wohlan, ergießt euch, ihr befeuchtenden Wolken, schüttet den Ueberfluß aus eurem Schooße, die Erde ist durstig, aber trennt euch um Mitternacht als kleine Gewölke wieder von einander!

Ist's doch fast, als könnte der Mensch über den Himmel gebieten! Hört — schon fallen einzelne Tropfen auf den grünen Mantel der Tannen, und fließen von den Blättern der obern Zweige rauschend auf die niedern herab! Geht voran in

meine ländliche Stube, Fremdlinge, ich will euch nachfolgen, sobald ich Thüre und alles verschlossen, und damit euch die wenigen Minuten nicht lang vorkommen, so eßt indessen von den Geschenken des Herbstes, und erfrischt euch am Brode, auf welchem kein Neid, kein Menschenfluch haftet."

Sie erfüllten seinen Willen, und labten sich an einigen Früchten, wie bei dem köstlichsten Mahle.

Als der alte Vater sich wieder zu ihnen gesellte, stand Gutmann in der Mitte der Stube, und bewunderte die Kleinodien des Greises, lauter mathematische Instrumente, mit welchen er seine Wohnung ausgeziert.

Der Einsiedler, welcher dieß mit ungemeiner Freude bemerkte, klopfte ihm auf die Schultern, und sprach: „Ha — guter Mann, vermag doch meine Hütte, obgleich die Kunst keine Hand an sie gelegt, obgleich die Pracht soweit von ihr entfernt ist, als die Verschwendung, deiner Seele Erstaunen einzuflößen? Mein ganzes Herz sagt mir, daß du beim Anblick meiner Geräthe, mit welchen ich des Schöpfers Weltbau betrachte, viel gedacht! Nicht wahr, du segnetest die, welche auf Werkzeuge gesonnen, wodurch dem Menschen das Kleine der Natur, welches so den blosen Augen verborgen, dennoch recht sichtbar werden könne? Ja, Dank den Männern, welche uns Naturkundige in den Stand gesetzt, unsern großen Zweck, die Betrachtung der Werke Gottes verfolgen zu können! Und lobt sie Keiner der Menschen über ihren Gräbern, so mögen sie von unsern Lippen die Worte allein

hören: Brüder, unendlich habt ihr euch um uns verdient gemacht, ihr seyd's gewesen, die uns die Mittel an die Hand gegeben, Gott im kleinsten Stäubchen und in der Ferne erkennen zu können! Doch weg mit dem unfreundlichen und eigenliebevollen Urtheile, als wären wir die einzigen, die seine Spuren aufsuchten! Es gibt wohl auch noch an anderen Orten Freunde von Gott, von seiner Natur, Menschen, die gern auf der Leiter der Dinge stehen, um sich herschauen, und mit warmer Seele ausrufen: Gott ist groß, und unendlich ist seine Weisheit! — Doch für heute laßt uns Abschied nehmen! Noch diese Umarmung, und nun ruhet in des Schlafes weichen Armen!"

Der Alte verließ sie, ging in seine Schlafkammer, und Gutmann legte sich mit heiterer Gemüths-Stimmung auf sein Lager. Auch Wilhelm schlief sanft ein, und träumte laut, — doch nur in halbgebrochenen Worten.

Als Beide erwachten, sahen sie den Greis vor ihrem Bette sitzen. Gutmann erschrack, da er noch etwas schlaftrunken war. Der Greis bot ihm den Morgengruß und sprach: „Die Sonne ist schon in ihrer Pracht! aber der Morgen hat noch Reize genug, beliebt es euch, so nehmt meinen kleinen Bezirk in Augenschein."

Gutmann rieb sich die Augen, stand schnell auf, und Wilhelm folgte ihm. Als sie alle drei ihre ländliche Suppe verzehrt, umwandelten sie die ganze Gegend, doch so, daß sie sich bei jedem Platze etwas aufhielten.

Vom Eingange der Hütte an, ging die Allee fruchtbarer Bäume. Linker Hand gränzte an die Wohnung ein kleiner Garten, in welchem noch einige Blumen im besten Flore waren. Am Ende desselben floß ein heller Bach, in welchem sich einige Buchen spiegelten. In der Mitte ein kleines Gartenhaus, dessen Wände der traubenreiche Weinstock verbarg, die übrigen Plätze waren dem Nutzen gewidmet. Auf der rechten Seite war ein dichter Tannenwald, den wilde Obstbäume umgaben, und zehn Schritte hinter demselben war das ihm theuerste Andenken seines Vaters, sein noch schön grünendes Rasengrab. Vor dem Eingange der Hütte lagen sechs Stücke Aecker, von welchen nur drei zum künftigen Jahre besät worden waren.

Am längsten verweilten sie auf freiem Felde.

„Seht, sprach der Alte, heute wird ein schöner Tag werden; der helle Rauch steigt säulenmäßig aus den Dächern des Dorfes, und die ganze Gegend ist entnebelt. Dort rauft die Heerde das letzte Gras, und erfüllt mit ihrem frohen Geblöke die reine Luft. Zuweilen, wenn ich Monate lang keinen Besuch gehabt, und ich mich nach vernünftigen Geschöpfen sehne, schleiche ich von einem Hirten zum andern, und unterhalte mich mit ihm von der Nutzbarkeit, von der Fortpflanzung der Thiere, welche unter seinem Weidestabe stehen. Aber auch seither hat mir der Umgang dieser Leute gefehlt, indem sie auf andere Wiesen ihre Heerden getrieben.

Nun ich euch mit der ganzen Gegend bekannt gemacht habe, sey euch noch zum Schlusse von

meiner

meiner Lebensart erzählt. Denket nicht, daß ich den Müßiggang liebe! in Städten könnt ihr ihn eher suchen, mein Leben fodert Thätigkeit. Umsonst nährt mich der Acker nicht, er gibt mir seine Schätze nur, wenn ich ihm meinen Schweiß gezollt! Daß ich ihn aber nicht allein besorgen kann, das möge euch meine Stirne zeigen, die Falten zu schlagen beginnt, mein Schädel, der hier und da schon kahle Spuren zeigt! Ein paar redliche Landleute besuchen mich mit ihrem Gespanne, ackern, eggen statt meiner! aber ich, ich werfe den Saamen in ihre gemachten Furchen. Den Umsatz ihrer Gartenfrüchte lassen sie sich gegen Getraide gefallen, und noch bis jetzt haben sie immer meine übrigen Bedürfnisse gleich den ihrigen treulich besorgt! Finden sie dann und wann Muße, so kehren sie auch bei mir ein, und unterhalten sich mit mir in den angenehmsten Gesprächen. Wie heiter fließen mir die Stunden in ihrer Mitte dahin, und die Wiederholung ihrer Einkehr bringt mir immer neue Freuden. Nur mein Gärtchen besorge ich ganz allein, auch kann ich noch die Bäume in gutem Verschnitte halten, und das Ungeziefer von ihnen abnehmen. Es ist denn doch auch wohl eine gute Beschäftigung, wenn man das, was man nicht erschaffen, doch wenigstens zu erhalten sucht. Kömmt die Wonnezeit, der Lenz, umschweben mich Frühlingslüfte, so sehe ich, wie sich die Decke der Erde auflöst, wie die zarten Keime aller Saamen die lockern Furchen durchbrechen, wie der todte Baum aufs Machtwort Gottes grünet, zu leben anfängt. Ich untersuche den Bau

seiner Adern, die Gänge, wodurch der Saft in jede schwellende Knospe tritt; und stehe ich bei Blumen und Pflanzen, so wird meine Seele vom heiligen Gottesgefühle dahingerissen, wenn ich ihren Bau von der Wurzel an entdecke, wodurch sie ihre Lebenskraft aus der Erde trinken, bis auf die Blüthe und Frucht, die sie tragen.

Von leblosen Sachen gehe ich dann zu lebendigen Geschöpfen über! ich wandle in meinem Walde, setze mich nieder, wo ich einen Chor singender Vögel antreffe, und sehe stundenlang ihren Geschäften zu, wie sie von einem Aste zum Andern hüpfen, ihre Jungen brüten und erwärmen, und mit Aelternliebe sie ernähren. Unter Gedanken an ihre Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten nähere ich mich meinen Bienen, welche die blühende Frühlingswelt mit lustigem Schwärmen um ihre Körbe verkündigen, und weit froher summen, als sonst. Ich lagere mich dicht neben ihre Stöcke hin, und da sie mich als ihren Herrn kennen, so verwunden sie mich mit ihrem Stachel nicht. Da sehe ich, wie sie von Blume zu Blume fliegen, schnell die verlassen, welche honigleer sind, und sich in den Kelch derer eingraben, die süßen Saft genug haben; wie sie mit reicher Beute, mit schweren Füßen zurückkommen. Ich bewundere ihre Ordnung, Einrichtung und Geschäftigkeit, und weiß selbst nicht, wie mir wird, wenn ich sie alle ihrem gewählten Könige nachfolgen sehe.

Sonderbar ist's, daß neben meiner Bienenhütte von jeher ein Ameisenhaufen gewesen! ich würde

ihn längst zerstört haben, wenn ich wüßte, daß diese That dem Menschen zukäme. Merke dir dieß, du Kleiner! pflanze, baue lieber, als daß du im Zorne vernichtest, und friste Geschöpfen das Leben, bei deren Tode du nichts gewinnst, die Welt aber verliert! Ueberzeuge dich früher von der Wahrheit des Satzes: daß kein Wesen in der Welt umsonst da sei; daß ein Jedes nützlich seyn müsse, weil es den Höchsten zum Urheber hat, und alle in Liebe und Eintracht beisammen leben sollen, wie er selbst die Liebe ist. Ahme der Natur nach, dann wirst du für alles wohlthätig seyn. Tritt nicht mit Vorsatz den Wurm, der dir entgegenkreucht, gehe ihm sanftmüthig aus dem Wege, denke, daß du Verstand habest, und daß du genug Wesen schon mit deinen Füßen magst zertreten haben, die du nicht siehst. Und damit du eine Liebe gegen die bekömmst, welche den warmen Staub gern thürmen mögen, so tritt hin zu ihnen, und sieh, wie arbeitsam sie sind; wie die Ameisenmütter ihr gelegtes Ei unter Tausenden finden; wie sie es schnell in Sicherheit zu bringen trachten, wenn Menschen in ihrem Staube rühren! Lerne von ihnen die Aemsigkeit in Betreibung deiner künftigen Geschäfte, die Friedfertigkeit, in der man mit seinen Nebenmenschen leben muß.

Und kommt der Sommer, meine Freunde, dann ist mein Erstes am Morgen: zu sehen, ob sich alles wieder erholt hat; ob der Bäume Blätter von der Hitze des vorigen Tages noch schmachtend und welk darniederhängen, ob Kräuter und der Auen Gras noch wie getödtet daliegen, oder ob sie mun-

ter ihre Spitzen emportragen! Sehe ich dann alles vom Thaue gestärkt, fröhlich grünen, o dann falle ich auf mein Antlitz nieder, und stammle dem Ewigen mein Gefühl von Liebe, Entzücken und Dankbarkeit zu, mische mein Gebet in den Gesang der erholten Natur. Stehe ich vom Altare auf, auf welchen ich mein Morgenopfer gelegt, dann sehe ich, wie die Fluren immer lebendiger werden, wie sich der Schäfer an dem grünenden Hügel ins Gras wirft, ehe die Sonne zu stark brennt, wie er seine ländliche Flöte ergreift, auf deren Töne die käuende Heerde horcht; wie die Vögel am sandigen Ufer des Baches lustig hüpfen, ihre Köpfe ins Wasser tauchen, und ihren ganzen Körper baden, wie sie hierauf die Gefilde durchirren, Nahrung für ihre Jungen holen, die auf den Zäunen und Gebüschen ihrer begierig harren, wie sie sich freuen, wenn ihre Aeltern mit vollen Schnäbeln zurückkommen, ihre Flügel rühren, fordern, nehmen, und gesättigt kleine Flüge wagen. Wie die fröhlichen Füllen um ihre Mutter springen, wiehern, die Füße werfen, und Rauch aus den Nasen hauchen; wie sich die Schnitter zur Ernte anschicken, wie sie hier das Gras vom Anger wegscheeren, wie es die blühenden Mädchen auseinander streuen, und mit ihren erlernten ehrbaren Liedern die handfesten Knechte bei ihrer Schweißarbeit belustigen. Wie dort ein ganzes Feld von Menschen wimmelt, wenn die vollen, prangenden Aehren sich hoch erheben, wie sich die Mäher mit ihren Sicheln hinstellen, ein gemähtes Feld nach dem andern hinter sich lassen,

der Aecker Reichthum in Berge aufthürmen, und mit schweißtriefender Stirne die Garben in ihre Dörfer fahren.

Auch meine Bienen locken mich in dieser Jahreszeit freudig an sich, da stehe ich und verfolge mit meinen Augen die junge Kolonie aus ihrer Vaterstadt bis zur neuen Pflanzstadt, die sie bevölkern will, und freue mich herzlich, daß die Welt unter meiner Pflege mehrere Beispiele des Fleißes erhalten.

Dann wendet sich meine Aufmerksamkeit auf das Thierreich! Welche Mannigfaltigkeit, welche Stufenreihe und Verschiedenheit der Größe vom Insekt bis zum Elephanten, der Stärke, vom Wurme bis zum Kameele, des Gesichts, von der Nachteule bis zum Luchs, des Geruchs, von der Löwin bis zum Hunde, der Stimme, von den Vögeln bis zum Stier, des Instinkts, vom Schafe bis zum Affen. Wie abgesondert von einander in Ansehung ihres Aufenthalts, ihrer Sitten, Neigungen, Körperbewegungen, ihrer Vertheidigung und Fortpflanzung! Obwohl ich in meinem kleinen Bezirke zwar nicht alle die hergezählten Thiere vor Augen habe, so weiß ich doch mit Hülfe meiner Einbildungskraft stets mir ihre Gestalt und ihr Wesen vorzustellen, und mir auf diese Weise Stoff zu heilsamen Betrachtungen zu verschaffen.

Und was soll ich von meiner Beschäftigung im Herbste sagen, im Herbste, der so reich an Milde und Gaben ist? Seht! was uns der Sommer und Frühling nicht verstatten, das erlaubt uns des Win-

ters jüngster Bruder! Schaut Freunde gen Himmel, und betrachtet sein stärkendes Blau, die Sonne blendet eure Augen nicht mehr so sehr als in den heißen Sommertagen. Wie gut ist doch der Menschen Erhalter! Wenn wir alles haben, was wir bedürfen, dann verstattet er uns eine Aussicht zum Himmel! O möchte doch jeder, der geärntet, eine ganze Welt, die durch die Ernte Leben mit gewonnen, ihr Dankfest unter freiem Himmel halten! möchte doch jeder beim Anschauen leerer Felder denken: habt schon so oft getragen, und doch ist euer Busen noch kraftvoll, noch immer ergiebig, so viele Tausende der Erdenkinder zu versorgen. Wahrlich dieser Gedanke würde Jeden zum Ernteurheber leiten, würde Liebe gegen Gott, Bewunderung seiner Güte und schöpferischen Macht hervorbringen, und das Erntefest in Gottes Tempel weit heiliger machen!

In diesen Tagen, glaubt mir es aufs Wort, wandle ich oft auf den entfrüchteten Aeckern herum, denke mir noch den Zeitpunkt, in welchem ich die Fruchtkörner der Erde anvertraut habe, wie alles zu grünen anfing, aber jede schwache Pflanze mir gleichwohl zurief: bin noch vielen Gefahren unterworfen, ehe ich dir hundertfältige Früchte bringen kann; erinnere mich meiner Bangigkeit, die schwere Donnerwolken in mir erschufen, meines Freudengefühls, als ich meine Hoffnung nicht vereitelt fand, der Tage, in welchem ein Kornwald meine Tritte unsichtbar machte, des heitern Himmels, den ich über meine Freunde prangen sah,

als sie gewaffnet auf meine Fluren traten, und ihre Sicheln anlegten! Wird mir dann so warm um's Herz, o so rufe ich oft aus: du Gott bist Erntevater, Menschensegner, und gelobe ihm da, wo ich stehe, heilig mein Vertrauen an. Winken mir dann der Bäume Früchte entgegen, sehe ich, wie ihre beladenen Aeste zur Erde sich neigen, so denke ich bei mir selbst: Gott zu Ehren sollt ihr meinen mäßigen Tisch krönen, und schreite zu ihrer Abnahme.

Selbst der Winter hat Anmuth genug für mich! Wenn alle Bäume ihre entlaubten Arme von sich strecken, alle Fluren einer Wildniß gleichen, ist mein Tannenwald noch ein Bild des Frühlings und Sommers. Wenn Nordwinde um meine Hütte wehen, Schneegestöber durch die Luft wirbelt, betrachte ich in ihr alles, was ich mit Fleiß und Mühe aus dem Reiche der Natur geholt, und gerathe von selbst beim Anblicke dieser Gegenstände, und der mich umgebenden Winterflur auf Gedanken und Einfälle, die der scharfsinnigste Weltweise in seiner Studierstube oft kaum so schön und wahr durch langes Nachdenken ergrübeln kann. Nur, ach! nur einen steten Gesellschafter möchte ich haben! Jetzt weiß ich mir wohl noch zu helfen! Oft schreibe ich meine Empfindungen auf ein Blatt, und schütte vor dem Vater aller Wesen mein volles Herz aus; aber wie wird es im späteren Alter mit mir aussehen, wenn meine Augen kein nahes Abendlicht mehr vertragen wollen; wenn ich meine Hände in den Schooß werde legen müssen! Doch, — doch vielleicht entschließt sich einer von meinen treuen

Gehülfen, bei mir bis an's Ende zu bleiben! Ich will alle Mühe anwenden, einen hiezu zu überreden, und gelingt mir mein Bestreben, dann will ich dankvoll aufschauen, meines Freundes eingeärntete Erkenntniß mit der meinigen vergleichen, lernen von ihm, was er mehr weiß, nie vergessen der Güte meines Schöpfers, der mich als Einsiedler so reichlich genährt, und sanft und leicht in jene Ewigkeit gehen!

Es suche die Schwelle der Großen wer will, ich schöpfe meine Freuden aus Gottes Natur, bleibe in meiner kleinen Welt, und dringe täglich tiefer in Gottes majestät- und seligkeitvolles Wesen ein! Es kleide sich in Purpur und lasse Gold auf seinen Kleidern schimmern, wer will: meine geringe Tracht verschönert den Rückglanz der Natur auf mich! Es sättige sich der Reiche an seinen erkünstelten Speisen; ich bin mit den Gaben meiner und meiner Freunde Gefilden zufrieden, verzehre sie in Ruhe und gewinne Gesundheit und Leben! Es häufe Schätze wer will, ich sammle Weisheit für hier, Weisheit für ein anderes Leben! Es schlafe auf Polstern und weichen Federbetten der Weichling, ich schlummere am Mittage auf dem grünen Rücken des Hügels, am Bache oder im schattigten Walde, und des Nachts auf meinem einfachen Lager! Es ergötze sich an den Reden der Schmeichler wer will, der Vogelgesang erfülle mein Ohr! —"

So sprach der Einsiedler, und wirkte durch seine lange, aber eben so lehrreiche Rede, tief auf die Herzen seiner beiden Zuhörer; Thränen befeuchteten

ihre Augen. Gutmann wollte sich nun beabschieden; aber der Einsiedler bath ihn, daß er noch einige Augenblicke verziehen und ihm erlauben möchte, einige Regeln an das Herz seines Sohnes zu legen. Gutmann ersuchte ihn selbst darum, und verrieth mit Augen und Mienen, daß sein Vorhaben ihm sehr willkommen sey. Der Einsiedler trat hierauf vor Wilhelm hin, sah ihn starr in's Auge, ergriff seine Hand, und sprach:

„Willst du Kind eines redlichen Vaters, dem Jünglingsalter nahe stehender Knabe, willst du mich anhören? Sieh hier auf meine alte Stirne, auf meine weißen Augenbraunen! sie sind die Zeichen, die eine große Erfahrung verkündigen, und in dir das Vertrauen erwecken können, daß meine Warnungen aus einem gutmeinenden Herzen entspringen! Noch lebst du in einem sorgenlosen Alter; in einem Alter, wo die Welt noch wenig auf dich achtet, aber es wird eine Zeit kommen, in welcher es Richter über deine Handlungen gibt! Willst du dereinst ein nützliches Glied in der menschlichen Gesellschaft werden, so erscheine jederzeit mit einem Herzen voll Güte und Sanftmuth, und hüte dich vor der Leidenschaft des Zornes. Begegnet dir etwas Widerwärtiges, brause nicht gleich deshalb auf, sondern ertrage es mit Geduld; sagt dir Jemand etwas Unschönes, werde nicht gleich darüber böse, ahne nicht gleich in jeder Handlung, jedem Worte deines Nebenmenschen eine übelgemeinte Absicht. Denn wir sind ja alle Glieder eines Leibes, und sollen einander lieben, nicht zürnen auf einander;

vielmehr trage Einer des Andern Bürde, und denke, daß wir alle Kinder eines Vaters sind. Jetzt, gerade in deinem Alter ist es noch Zeit, das Unkraut des Zornes auszujäten, hat es aber einmal über Hand genommen, dann ist es zu spät, dann verdirbt selbst die gute Frucht unter der Menge des Unkrauts, und geht Leib und Seele auf ewig verloren. — Gebrauche stets deine Zeit gut, denn kein Tag kömmt wieder; vergiß daher nie, schon jetzt etwas Nützliches zu lernen, um dereinst im Mannesalter davon zehren zu können. Strebe nicht nach allzugroßen Würden, sie haben Reiz zwar für den Augenblick, aber sie bekümmern desto stärker und länger das Herz! Gott kennen, ein Mann seyn auf der Jünglingsbahn in der Wissenschaft von ihm, dieß, dieß sei dein Ruhm auf Erden! Suche ihn mit aufrichtigem Herzen, und du wirst ihn finden, er kömmt dir freiwillig entgegen! — Sei nicht stolz auf Vorzüge deiner Geburt oder auf Reichthum; denn Beides sind nur vergängliche Güter, und gewähren keinen Vorzug vor Gott. Lebe glücklich, handle gut, und denke sterbend noch an mich, der dir diese frommen Rathschläge ertheilte!"

Die Augen waren dem Einsiedler übergegangen, Wilhelm sah es und küßte ihn. Gutmann war gleichfalls gerührt bei dieser Scene, mit dankbaren Herzen ergriff er des Alten Hand, und sprach, fest sie drückend: „Dir aber, ehrwürdiger Vater, von dem ich mich nun trennen muß, dir werde das Vergnügen zu Theil, wie es nur immer ein Weiser genießen kann! Es schütze der Himmel deine von

der Welt entfernte Hütte, und der Segen Gottes erfülle dein ganzes Gebiet! Hier blühe der Frühling, hier sei deiner Aecker Boden unsehbar, wenn Aehren den Sommer verkünden! Donner und Blitz schade nur jenen Aeckern, auf welchen die Flüche des gepreßten Armen ruhen, die der Besitzer mit Unrecht an sich gerissen! Der segensvolle Herbst schütte hier seine Früchte aus, und der ganze Sonnenlauf führe frohe Tage für dich herauf! Lebe wohl du wohlthätiger Greis, im nächsten Frühlinge oder Sommer werde ich dich wieder besuchen!"

So sprach Gutmann, und nahm mit seinem Sohne herzlichen Abschied von dem guten Alten, der noch lange am Ende des Waldes, wohin er sie begleitete, ihnen nachsah und mit einem Blicke zum Himmel nachrief: „Gott! erhalte die Edlen, und lasse dem guten Vater an seinem Kinde recht viele Freude erleben!"

Auf dem Wege zur Heimath unterhielt sich Vater Gutmann mit Wilhelm von nichts Anderem, als von des frommen Einsiedlers Leben und Schicksal. Der Vater empfahl besonders dem Knaben nochmals, den Fehler des Zornes zu meiden, erinnerte ihn an die schönen Lehren des Einsiedlers, und bath ihn, solche sich recht ins Herz einzuprägen, und sein Leben künftig darnach einzurichten.

Zwölftes Kapitel.

Das Maifest. — Neue Vorfälle.

Wilhelm hatte nach allen diesen Vorfällen sich wirklich einige Monate lang recht gut aufgeführt; allein bald verfiel er leider wieder in seinen Fehler. Anfänglich zwar nur ein Wenig, aber da er eben seinen ersten, wenn auch noch so kleinen Fehltritt, nicht bewacht hatte, gerieth er allmählig weiter und immer tiefer in den Abgrund seines vorigen Lasters hinein.

Es würde zu weitläuftig, alle Thorheiten und bösen Streiche aufzuzählen, die Wilhelm wieder begangen hatte. Ein Fehler erzeugt den andern; das war auch bei ihm der Fall. Nur einen einzigen Auftritt will ich euch erzählen, liebe Kinder, weil er der Vorzüglichste ist und für Wilhelm auch die empfindlichsten Folgen hatte.

Es war gerade der erste Mai, als nach der Gewohnheit der dortigen Gegend die Schuljugend der ganzen Nachbarschaft ein ländliches Fest feierte, das „Maifest" genannt. Auch die Kinder, die bei dem Schloßkaplane des gräflichen Schlosses Unterricht genossen, nahmen daran Antheil, folglich auch Wilhelm und Adolf.

Schon mit Anbruch des Tages zogen alle Knaben und Mädchen mit Trommeln und Fahnen in schönster Ordnung hinaus auf eine gemeinsame Wiese, die mit dem schönsten Schmucke des Frühlings bedeckt war. Hier überließ man sich ganz der Freude; man schürte kleine Feuer an, kochte und briet,

aß und trank, und begann hierauf die artigsten Spiele. Hier war eine Gruppe, die mit Ballen spielte, dort unterhielt sich eine Andere mit Blindekuhspiel; dort tanzte eine dritte und schäkerte, und eine vierte und fünfte und sechste taumelten in andern Lustbarkeiten dahin, alle aber befanden sich vor Freude und Lust auf der runden Erde, wie im Himmel.

Auch Wilhelm war bei diesem Feste zugegen, und er hätte den herrlichsten Freudentag genießen können, wenn er in seinem Betragen gemäßigt und vor seinem Fehler sich in Acht genommen hätte. Allein dieß geschah leider nicht; wodurch er sich aber nicht nur das eigene Vergnügen verbitterte, sondern auch das seiner Kameraden.

Er saß nämlich mit einer Gruppe von Knaben um ein angeschürtes Feuer herum, ein junges Huhn zu braten. Der Rost war da, aber ein Bratenwender fehlte noch. Wilhelm, der gerade ein Messer in der Hand hatte, wollte sogleich einen aus Holz schnitzen; allein er stellte sich höchst ungeschickt dazu an, und verschnitt mehrere Hölzer, ohne einen solchen zu Stande zu bringen. Auch waren seine Hände sehr schmutzig, da er vorher in der Erde bei einem Maulwurfhaufen herumgewühlt hatte, ohne sich wieder zu waschen.

Sein neben ihn stehender Kamerad war aber schnell mit dem Schnitzen eines Bratenwenders fertig, und da er überdieß auch reine, appetitliche Hände hatte, so wurde einstimmig von den übrigen Gespielen der schon fertige Bratenwender dieses Knaben

angenommen, und nicht gewartet, bis Wilhelm den Seinigen vollendet haben würde.

Darüber gerieth dieser in Zorn; er fühlte sich an seiner Ehre beleidigt, und fing an, seine Kameraden zu schimpfen. „Wie, von diesem Bauernjungen da nehmt ihr einen Bratenwender an? Hättet ihr nicht warten können, bis Meiner fertig geworden ist?"

„Ei, da hätten wir wohl bis übers Jahr warten dürfen, bis du damit fertig geworden wärest, langsamer Hans!" rief Einer der Knaben.

„Und wer wird auch aus deinen schmutzigen Händen einen Bratenwender annehmen wollen? Sieh sie nur an! die sehen ja aus, als ob sie in einer Mistjauche gesteckt wären!" sprach ein Anderer.

Wilhelm aber gerieth über diese Reden noch mehr in Zorn, und sprang wüthend auf Beide zu: „Elende Jungen, sagt mir das noch einmal, und ich erdrossele euch!"

„Ei! ei! lieber Wilhelm, — sprach Adolf, und fiel ihm dabei abwehrend in die Hände, was willst du thun? Was ereiferst du dich? unsere beiden Freunde haben ja Recht! es wollte wirklich gar kein Ende werden mit deinem Schnitzen."

„Wie? — sprach Wilhelm, und glühte vor Zorn wie ein Putterhahn, — auch du willst mich foppen, elender Junge? Kein Ende werden! — Da sieh her, wie ich mich geplagt habe, mit meinem Schnitzen."

„Ja! lauter zerschnittene Hölzer sehen wir!" — schrieen die Knaben mit allgemeinem Gelächter.

Wilhelm konnte sich kaum vor Zorn mehr fassen, er bebte in zitternder Bewegung. Adolf aber suchte ihn stets zu besänftigen, so wie auch die aufgereizten Gemüther der übrigen Kameraden zu beschwichtigen. „Seyd ruhig Brüder! Wilhelm hat doch wenigstens den guten Willen gehabt, uns einen Bratenwender zu verfertigen, und hätten wir noch ein wenig gewartet, so würde er ihn auch noch zu rechte gebracht haben!"

„In seinem ganzen Leben nicht! der...." Da wollten alle noch einen Schimpfnamen sagen, hielten aber, durch einen Wink Adolfs veranlaßt, plötzlich inne.

„Und wenn wir auch wirklich hätten warten wollen, — fing Einer der Knaben wieder an, — aus der Schmutzhand dieses Rattenfängers da mag Keiner etwas anfassen."

Ein allgemeines Gelächter erscholl, als Bestätigung dieser ausgesprochenen Ansicht. Dadurch erreichte aber Wilhelms Zorn den höchsten Grad; er hieß alle, die um ihn standen, Lügner, Maulaffen und Bösewichter, und ging dann eilig auf Adolf zu, und sprach mit bebender Stimme: „Sieh doch, sieh doch, Adolf! Schmutzige Hände soll ich haben, sieh doch her! ein Rattenfänger soll ich seyn! ihr...." vor Wuth konnte er nicht weiter reden.

Adolf aber nahm den Zornigen etwas bei Seite, und sagte zu ihm: „Lieber guter Wilhelm! komm doch nur ein Wenig zu dir! sieh doch deine Hände nur recht an! Sie sind freilich etwas schmutzig,

denn du hast ja, wie du dich erinnern wirst, dort den Maulwurfhaufen aufgewühlt."

Wilhelm aber kannte sich vor Wuth nicht, wie besinnungslos stieß er den guten Adolf von sich, und rief mit lauter Stimme: „Wie? auch du hältst es mit jenen Jungen? Schlange, du! Einen Maulwurfhaufen soll ich aufgewühlt haben? Wart, ich will dich bemaulwurfen!" Und dabei ergriff er einen zunächststehenden Wasserkrug, und schleuderte ihn dem guten Adolf mit solcher Gewalt an den Kopf, daß der Knabe zu Boden fiel.

Als die übrigen Schüler dieß sahen, sprangen sie alle herzu, und fielen über den boshaften Wilhelm her. Es würde zu einem blutigen Handgemenge gekommen seyn, wäre nicht gerade der Schloßkaplan hinzugetreten, der Stille geboth.

Der Vorgang wurde demselben sogleich erzählt; der Lehrer gab Wilhelmen den verdienten Verweis und befahl, man solle ihm seine Hände hinter den Rücken binden. Wilhelm wehrte sich mit einer Art Raserei; konnte aber damit nichts ausrichten. Er wurde von einigen Dienern fortgeschleppt, und auf Befehl des Kaplans gebunden in einen Keller gesperrt. Er schimpfte laut auf die Leute, die ihn hineinführten: „O ihr elenden Knechte! wartet nur, mein Vater wird diese schlechte Behandlung seines Kindes euch gewiß vergelten!"

Doch diese riefen: „Dein Vater ist ein viel zu rechtschaffener Mann, als daß er einen so bösen Jungen, wie du bist, beistehen sollte."

Der

Der Schloßkaplan hatte gleich alle Mittel angewandt, um Adolfen wieder zu sich zu bringen. Es war ihm auch gelungen. Der Fleck am Kopfe aber, wohin ihn der verächtliche Wilhelm getroffen, war sehr stark angelaufen.

Wilhelms Vater ward schnell durch den Schloßkaplan von dem Vergehen seines Sohnes in Kenntniß gesetzt. Tief blutete das Herz des guten Mannes bei dieser Nachricht. Er hatte noch Wenig geweint in seinem Leben, aber dießmal vergoß er wahrhaft blutige Thränen. „O Herr! rief er mit herzbrechendem Tone aus, womit habe ich die Strafe verdient, einen so boshaften Sohn zu besitzen!"

Er setzte sich sogleich an seinen Pult und schrieb an Wilhelm folgende Zeilen: „Du scheinst es darauf anzulegen, schlechter Junge, deine Aeltern ins Grab zu bringen. Was hast du wieder gethan? — Ich weiß alles; es schlägt mein Herz ganz darnieder! Ich sehe wohl, ich werde meine Hand und mein Herz ganz von dir ziehen müssen. Du magst in dem Keller sitzen bleiben; du verdienst es, und du verdienst noch mehr!"

Wilhelm's neues Quartier, der finstere Keller, wollte ihm gar nicht behagen. Er schrie und tobte, und als es ihm endlich gelang, seine Hände loszumachen, schlug er mit aller Gewalt an die Kellerthüre und rief: „man solle ihm aufmachen, er wolle seine Kameraden und den Schloßkaplan bei seinem Vater verklagen!"

Doch Niemand hörte ihn; da suchte er die Thüre aufzubrechen, und da ihm dieß mißlang, warf er alles, was im Keller war, herum. Das Gepolter davon hörte man schier im ganzen Hause.

Der Schloßkaplan kam nun herab, mit dem Briefe von Wilhelms Vater in der Hand. Mit Entsetzen sah er die große Verwüstung, die Wilhelm hier angerichtet hatte. Er gab ihm die Zeilen seines Vaters. Wilhelm las sie und fing an mit seinen Händen um sich zu schlagen, mit den Füßen zu stampfen, und in neues Zorngeheule auszubrechen.

Unwillig verließ ihn der Schloßkaplan, und machte von allen Vorfällen sogleich dem Herrn Grafen Anzeige. Dieser höchlich darüber überrascht, faßte nach gegenseitiger reifer Berathung mit seinem würdigen Schloßgeistlichen den Beschluß, daß Wilhelm nach erhaltener Strafe, die Unterrichtsstunden auf dem Schlosse so lange nicht mehr besuchen dürfe, bis er vollkommen sich gebessert habe; denn Knaben der Art seyen für alle Uebrigen gefährlich.

Dem Vater wurde diese Nachricht auf möglichst schonende Weise mitgetheilt, und zugleich auch der Konto für die ärztlichen Kosten, die auf Adolfs Heilung verwendet wurden, und für den sonst von Wilhelm noch angerichteten Schaden.

Wilhelm selbst erhielt in Gegenwart sämmtlicher Schüler 12 Ruthenstreiche, und wurde hierauf zu seinem Vater gesendet.

So froh er nun auch über seine Freiheit war, so regte sich doch auf der andern Seite die Stim-

me seines Gewissens, und mit betäubender Angst erfaßte ihn der Gedanke: „Du mußt nun zu deinen Aeltern, die du wieder so sehr betrübt und gekränkt hast.“ Mit Zittern näherte er sich dem väterlichen Hause; bebend trat er hinein; weinend fiel er zu den Füßen seines Vaters nieder und flehte um Verzeihung.

Dieser empfing ihn mit tiefbekümmerten Herzen, aber mit schweigendem, kalten Ernste; auch die Mutter sprach kein Wort, nur das Auge derselben war voll Thränen. Sie wiesen ihn ins Nebenzimmer, und Wilhelm entfernte sich mit betrübter Seele.

Nach einigen Stunden erst ließ ihn der Vater wieder heraus kommen. Er zog ein Papier hervor. „Siehe, sagte er mit Kälte, das ist eine Rechnung, die man mir zugeschickt hat, zur Bezahlung. Sie beträgt 12 Gulden. So hoch wurden die Kosten berechnet, die für die Heilung des von dir verwundeten Knaben aufgewendet wurden. Eine zweite Berechnung für den Schaden, den du im Keller durch dein wüthendes Betragen angestellt hast, beträgt 6 Gulden, also zusammen 18 Gulden. Du bist der Thäter dieses Unheils, mußt es daher tragen, und alles ersetzen. In deiner Sparbüchse befinden sich sechs Gulden; sechs von achtzehn bleiben zwölf. Diese zwölf Gulden müssen von dir herbeigeschafft werden, und dazu scheint mir folgendes das beste Mittel zu seyn: Ich will alle deine Kleider verkaufen, und dir dafür einen Anzug von schlechtem und wohlfeilen Wollenzeuge machen lassen.“

Wilhelm fing bitterlich an zu weinen; denn um Nachlaß dieser Strafe zu bitten, hatte er das Herz nicht, weil er wohl wußte, daß sein Vater von einmal gefaßten Vorsätzen nicht abgehe. Er wurde in sein Zimmer zurückgewiesen; nach einigen Tagen wurden ihm seine Kleider genommen, und er erhielt einen schlechten Wollenkittel dafür; was ihm nicht wenig schmerzte, da er wirklich großen Hang zur Eitelkeit hatte.

Wilhelms Vater aber mußte, so schwer es ihm auch fiel, sich nach einem andern Unterrichtsplatze umsehen. Er ging daher in einen benachbarten Ort und besuchte daselbst einen Mann, zu dem er sehr viel Zutrauen hatte. Diesen bath er, seinen Sohn in Quartier und Kost zu nehmen, und ihn recht strenge zu behandeln. Auch ging er zum Pfarrer u. Schullehrer des Orts, und ersuchte sie, seinen Sohn in die dortige Schule einzuverleiben. Sie erfüllten seine Bitte. Kommenden Tages mußte Wilhelm das älterliche Haus verlassen; der Abschied fiel ihm schwer, und er gelobte neuerdings ernste Besserung.

Dreizehntes Kapitel.

Wilhelms Standeswahl.

Wilhelm hatte bereits das fünfzehnte Jahr erreicht. Es war gerade Ferienzeit, wo er im älterlichen Hause sich aufhielt und seinen Geburtstag feyerte. Er stattete eben seinen Morgengruß ab, als sein Vater ihn traulich bei der Hand nahm, und eine wichtige Frage an ihn stellte.

„Heute ist, mein Wilhelm, sprach er zu ihm, ein wichtiger Tag für dich! Heute ist dein Geburtstag! Fünfzehn Jahre bist du nun alt, und deine Pflicht ist es, dich nun zu entschließen, was du werden, auf welche Art du künftig dein Brod verdienen willst. Denn die Welt braucht geschäftige Menschen; das wirst du schon aus deines Vaters Thätigkeit folgern können. Der Müssiggang führt zum größten Elend. Davon haben wir ein trauriges Beispiel an unsern Nachbarsleuten. Wie hülfsbedürftig stehen die beiden Leute da, kaum ein Gewand besitzend, das sie vor Frost und Hitze schüzzen kann. Ihre Kinder liegen auf strohenem Lager, und weinen, vor Furcht zu verhungern, der Morgenröthe entgegen. Der Gedanke, Aeltern zu haben, lockt sie in ihre Arme; aber das kummervolle Antlitz derselben treibt sie in die verborgensten Winkel, wo sie ihre Noth den sprachlosen Wänden klagen, und dann hinaus auf die Strasse eilen, und Brod für sich und ihre Aeltern erbetteln. Was müssen die Aeltern empfinden beim Empfange dieser Gabe! Ist nicht ein jeder Bissen ein Dolch durch's Herz? — Und dieß ganze Elend ist eine Folge des Müssiggangs.

Müssiggang ist aber auch die Quelle sonstiger Laster. Er führt zu unerlaubten Vergnügungen, deren Genuß mit der Gesundheit bezahlt wird. Wie oft hörst du vor manchem Grabe die Worte sagen: Hier liegt die einzige Hoffnung eines redlichen Vaters, ein aufblühender Jüngling, der seinen Tod in den Armen der Wollust gefunden! Und warum

schmachten viele in nachtvollen Kerkern, warum tragen sie Fesseln, schwere Ketten an ihren Füßen, warum wandeln sie nicht wie wir in hellen Sonnenstrahlen? Die Armuth, welche der Müssiggang geboren, hat sie zum Stehlen und Morden verführt.

Darum hat der Mensch den Müssiggang zu fliehen, wie eine scheußliche Pest, und schon frühzeitig sich zu einem bestimmten Berufe vorzubereiten, wodurch er dereinst sein Brod verdienen kann. Darum mein Sohn, wähle auch du einen Stand, auf den du dich einst ernähren willst. Sage mir frei und offen, wozu du Lust hast; prüfe deine Triebe, ich will dich nicht zwingen, Das oder Jenes zu werden. Nein! du hast freien Willen, einen Stand zu wählen, welchen du willst. Aber wähle auch mit Ueberlegung, sey nicht zu rasch in deinen Entschlüssen, denn das Glück deines ganzen Lebens hängt davon ab."

Wilhelm antwortete auf diese Reden seines Vaters, mit dem bestimmtesten Willen: „Ich habe die größte Lust ein Kaufmann zu werden."

Der Vater war es zufrieden, fragte aber nach einiger Zeit nochmals, und zum drittenmale seinen Sohn um seine Meinung, und da er jedesmal dieselbe Antwort gab, so machte er nun alle Anstalten, ihn in seinem eigenen Hause die Handlung erlernen zu lassen.

Man hätte denken sollen, daß Wilhelm nun an Verstand und Jahren mehr gereift, doch auch seine Leidenschaft abgelegt haben würde. Allein leider war dieß nicht der Fall. Sie war vielmehr mit

ihm fortgewachsen, und wenn sie auch in der neuen Schule, in welcher wir ihm am Schlusse des vorigen Kapitels verlassen haben, sich etwas vermindert hatte, jetzt brach sie, wie ein verborgenes Feuer, stärker wieder hervor.

Bei vielen Gelegenheiten, wo er nur etwas gereizt wurde, brauste sein Zorn mit aller Heftigkeit wieder auf. Wenn er z. B. mit den übrigen Lehrlingen irgend etwas einzupacken hatte, und die Sachen sich nicht gleich nach seinem Wunsche fügten und legten, ärgerte er sich über alle Massen, und brach in die heftigsten Schimpfworte gegen die leblosen Gegenstände aus, ja schlug oft, die wunderlichsten Zorngrimmassen dabei ziehend, auf die doch Fühllosen mit gewaltigen Hieben los. Geschah es nun, daß irgend einer seiner Kameraden ihn darüber sanfte Vorwürfe machte, oder gar über sein unvernünftiges Benehmen lachte, da gerieth er ganz ausser sich, fiel über die Andern her, und so gab es beinahe um den andern Tag Raufereien und Händel.

Er war deshalb im ganzen Orte berüchtigt, und rechtschaffene Aeltern sahen es nicht gerne, wenn ihre Kinder mit ihm Umgang pflogen; ja selbst Leute, die etwas im Laden kaufen wollten, gingen gleich wieder hinaus, wenn der „garstige Zornwütherich" — so nannte man ihn allgemein, gegenwärtig war. Deshalb mußte der Vater, wollte er nicht an Kundschaft verlieren, immer durch andere Hausgenossen im Laden verkaufen lassen.

Nach drei Jahren verließ Wilhelm das älterliche Haus, und reiste nach einer großen Handelsstadt, alldort sich einige Zeit aufzuhalten und mehr auszubilden. Sein Vater gab ihm beim Abschiede die heilsamsten Ermahnungen. Er machte ihn auf alle die Gefahren aufmerksam, die ihm bevorstehen könnten, schilderte sie ihm in den lebendigsten Farben, und zeichnete genau die Wege vor, die er gehen solle, um nicht in ihre Schlingen zu gerathen.

Wilhelm hatte wohl alle diese Lehren angehört, aber sie schlecht befolgt. Es gefiel ihm zwar in dem neuen Aufenthalte recht wohl; er machte recht viele Bekanntschaften mit guten, sittsamen Jünglingen, die sich seine Freunde nannten. Allein sein jähzorniges Wesen scheuchte sie bald von sich zurück, und es mochte Keiner etwas mit ihm zu thun haben. Denn er fing mit ihnen immer Streitigkeiten an, fügte ihnen die größten Grobheiten zu, so daß er bald von allen guten und redlichgesinnten jungen Leuten, wie ein Verpesteter, geflohen wurde.

Das verdroß nun Wilhelm gewaltig. Er wollte durchaus Freunde haben, denn er liebte den Umgang mit Menschen, und nichts war ihm widerwärtiger, als so ganz allein zu seyn. Da er aber bei seinem heftigen Wesen keine braven, guten Kameraden finden konnte, so warf er sich in die Arme nichtsnütziger, liederlicher junger Leute, von denen es wie in allen großen Städten, auch hier eine Menge gab.

Er besuchte fleißig die Häuser, wo dieß Gesindel seine Zusammenkünfte hielt, und fand bald Wohlgefallen an ihrem schlechten Thun und Treiben. Die Lehren seines Vaters schollen in seinen Ohren nicht wieder, noch weniger in seinem Herzen. Er wurde ein Spieler und Säufer; kein Tag beinahe verging, an dem er sich nicht einen Rausch getrunken hatte, und dabei die größten Thorheiten und Ungezogenheiten beging.

Bei einem so liederlichen Lebenswandel war es natürlich, daß er auch genug Geld brauchte, und daß der Lohn, den er als Handlungsdiener von seinem Herrn erhielt, nicht hinreichte, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Er schrieb daher an seinen Vater und bath ihn um Unterstützung. Dieser schickte ihm ansehnliche Summen; allein bald waren sie vertrunken und verspielt. Er gerieth auf diese Weise in Schulden, — ein schreckliches Verhängniß für einen jungen Menschen! — Er konnte seine Gläubiger nicht zahlen, und befand sich deshalb in der quälendsten Verlegenheit. In dieser schwierigen Lage kam er nun auf den schrecklichen Einfall, die Kasse seines Herrn zu bestehlen. Zwar regte sich die Stimme seines Gewissens laut dagegen, aber nach und nach wußte er sie durch allerlei Scheingründe zu übertäuben, und sein Entschluß ward unerschütterlich, sein schändliches Vorhaben auszuführen.

So weit brachte die Leidenschaft des Zornes unsern Wilhelm. Denn sein heftiges Wesen war doch die Quelle alles dieses Uebels. Durch seine Heftigkeit verscheuchte er gute Kameraden von sich,

gerieth in die Hände böser Gesellen, und mit ihnen in all' die Sünden und Laster, deren Folge eine schreckliche Schuldenlast und nun der Entschluß zum Diebstahl wurde. So verleitet ein Fehler zum andern; eine einzige Untugend am Menschen kann ihn leicht, wenn er sie nicht bei Zeiten wegräumt, zu einem schlechten Menschen, zu einem Bösewichte machen. Darum hüte sich Jeder vor dem ersten Schritte, denn mit ihm sind auch die andern Schritte gethan zum Abgrunde des Verderbens.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Verbrechen und dessen Folgen.

Es war gerade Sonntag, und Wilhelms Herr mit seiner Familie aufs Land gefahren. „Heute ist der rechte Tag, dachte er bei sich, mein Vorhaben auszuführen. Wer weiß, ob sich mir so schnell wieder eine günstige Gelegenheit darbietet!"

Noch fehlten ihm aber die nöthigen Instrumente, um die Schlösser abzusprengen und die Kasse aufbrechen zu können. Auch hiezu wußte er Rath. Er saß des Abends oftmals mit einem liederlichen Schlossergesellen beim Trinkgelage, und stand mit diesem Menschen überhaupt auf sehr vertrautem Fuße. Diesen entdeckte er nun sein Vorhaben, und bath ihn, ihm das nöthige Handwerkszeug dazu zu verschaffen. Gelinge die That, so solle ihm der dritte Theil des gestohlenen Gutes als Belohnung werden.

Der Schlossergeselle willigte ein, und kam des Nachmittags mit den nöthigen Werkzeugen auf die

Stube Wilhelms. Nun sollte die That ausgeführt werden. Um aber recht sicher zu seyn, schickten beide die alte Magd, die auffer ihnen ganz allein im Hause war, in eine recht weit entfernte Strasse des Orts, dort etwas zu holen. Sie ging fort, und so waren sie nun allein und ungestört.

Frischen Muthes, nicht fürchtend, daß wenn auch kein Mensch, doch Gott sie sähe und dereinst strafen würde, gingen nun die jungen Bösewichter, nachdem sie die Hausthüre fest verschlossen hatten, hinab in ein Gewölbe, dessen Thüre sie durch Dietriche öffneten, und so zur Geldkasse des Kaufmanns gelangten. Diese wußten sie mit ihren Instrumenten schnell zu öffnen, und Wilhelm griff nach einer Rolle Goldes, welche hundert Louisd'or enthielt. Sie machten die Kasse wieder zu, eben so die Thüre des Gewölbes, und entfernten sich mit der Beute. Wilhelm gab den dritten Theil dem Schlosser, und band es ihm dabei auf die Seele, ja nichts darüber auszuschwätzen.

Wilhelm war nun lustig und guter Dinge; denn er hatte nun Geld, und lebte, wie er sich selbst auszudrücken pflegte, wieder voll auf. An seine Gläubiger dachte er gar nicht, sondern trank und spielte wieder auf's Neue, ja noch viel ärger als zuvor. So kam es nun, daß er in vier Wochen von dem vielen Gelde keinen Heller mehr hatte, und auf's neue in Versuchung kam, wieder zu stehlen.

Durch gute Bezahlung hatte er von dem Schlossergesellen sich die Werkzeuge anzukaufen gesucht,

und mit ihnen in der Hand, glaubte er Herr über die Kasse seines Herrn zu seyn.

Da er nun wieder dringend Geld brauchte, scheute er sich nicht, nochmals an einem Sonntage die Kasse zu erbrechen, und entwand aus ihr eine große Menge Silbergeldes.

Damit lebte er nun wieder flott auf, wie er sich abermals ausdrückte, soff und spielte, — gab aber dabei sich in seinem eigenen Netze gefangen. Denn so ist es von der weisen Fügung Gottes eingerichtet, daß der Liederliche und Lasterhafte, so sicher und glücklich er sich dünkt, über kurz oder lang größtentheils sich sein eigenes Verderben bereitet. Denn eines Tags saß er mit dem schon benannten Schlossergesellen beim Spieltische, und hatte sich ungemein betrunken. Ueber eine Kleinigkeit bekam er mit ihm Streit, und wurde dabei so hitzig, daß er ihm mehrmals Schimpfworte gab, ja am Ende ihn gar heftig hinter die Ohren schlug. Darüber ward der Schlossergeselle auch ergrimmt, fiel ihm in die Haare, und es wäre zu einer entsetzlichen Rauferei gekommen, hätten die übrigen Gäste nicht abgewehrt. Die Raufer wurden nur mit vieler Mühe aus einander gebracht, und der Schlossergeselle rief beim Fortgehen, unter andern Vorwürfen, Wilhelmen auch die Worte zu: „Wart' Halunke, dein Herr soll noch heute alles erfahren. Du sollst ihm das Letztemal die Kasse bestohlen haben!"

Einer der Anwesenden hatte diese Worte gehört; er war ein Freund des Kaufmanns, bei dem Wilhelm sich befand, und seine Aufmerksamkeit wurde

dadurch doppelt angeregt. Auf Wilhelm aber hatten die Worte des Schlossers wie ein Blitzstrahl gewirkt. Eilig sprang er auf ihn hin, drängte ihn bei Seite, und murmelte ihm die Worte zu: „Ums Himmelswillen! verrathe mich nicht! Du sollst morgen hundert Gulden erhalten!"

Der Schlossergeselle versprach es und Wilhelm glaubte sich ganz sicher.

Indeß kam dieß Zusammenfispern Wilhelms mit dem Schlosserjungen dem obigen Freunde höchst verdächtig vor, er ging sogleich zu dem Kaufmanne hin, und erzählte ihm haarklein, was er gehört. Der Kaufmann wurde aufmerksam. Er erkundigte sich nach Wilhelms Lebensart, und da er von seinen Liederlichkeiten hörte, schöpfte er Verdacht. Er beschloß daher, seinem untreuen Diener eine Falle zu legen.

Am nächsten Sonntage fuhr der Kaufmann wieder mit seiner Familie auf's Land; am Abende vorher aber legte er im Angesichte Wilhelms einige Rollen Gold in die Kasse. Am Tage selbst ließ er einen seiner Bekannten im Kassagewölbe sich verstecken, ohne daß Wilhelm das Geringste davon merkte.

Als der Herr nun fortgefahren, selbst die alte Magd, die sonst immer zu Hause blieb, fortgeschickt war, erwachte in Wilhelm auf's neue das Gelüste nach dem Golde, welches er seinen Herrn in die Kasse legen sah. Er ging hinab ins Gewölbe, legte seine Instrumente an die Geldkasse an, um sie zu öffnen, — da sprang auf einmal aus dem Hinter-

halte der versteckte Bekannte hervor, ergriff Wilhelmen beim Halse, und wollte ihn unter dem schrecklichen Geschrei: „Ein Dieb! Ein Dieb!" zu Boden werfen.

Wilhelm aber nicht faul, balgte sich tüchtig mit seinem Angreifer herum, und als dieser ihn durchaus nicht loslassen wollte, griff er nach einem zufällig nahe liegenden Hammer und schlug ihn damit so auf den Kopf, daß er betäubt zu Boden sank. Wilhelm aber lief schnell davon, packte in aller Eile seine Sachen zusammen, und verließ noch in dieser Stunde die Stadt.

Unterwegs aber war er zu seinem Entsetzen gerade seinem Herrn begegnet, der dießmal auf seiner Rückfahrt einen andern Weg, als seinen gewöhnlichen, eingeschlagen. Er sah ihn mit einem Bündel unter dem Arme, und ahndete schon Schreckliches. Wilhelm konnte nicht mehr ausweichen; die Kutsche stand schon vor ihm. „Wohin Wilhelm! mit deinem Bündel? sprach der Herr! was treibt dich auf einmal zur Wanderschaft? Hast du kein gutes Gewissen, Bube?"

Wilhelm ward etwas bleich, er konnte nicht reden, und wollte schnell davonlaufen. Doch der Kaufmann gab seinem Kutscher Befehl, ihm nachzusetzen, und dieser ein eben so schneller, als starker Kerl, nahm Wilhelmen, wiewohl mit großer Mühe, gefangen.

Er ward hierauf mit der Anzeige des Kaufmanns dem Stadtgerichte übergeben. Denn als dieser zu Hause angekommen, hinab in sein Kasse-

gewölbe geeilt war, fand er da seinen treuen Diener halbtodt liegen. Alle Mittel wurden angewandt, ihn zu retten, und sie gelangen auch und der Wiederhergestellte erzählte umständlich den ganzen Hergang der Sache, wodurch des jungen Bösewichts That ausser allen Zweifel gesetzt wurde.

Wilhelm befand sich nun im gerichtlichen Gefängnisse, und allgemein glaubte man, er würde seine verdiente Strafe erhalten. Allein sein Schicksal wendete sich; seine Stunde hatte noch nicht geschlagen, er war zu größeren Strafen aufbewahrt.

Das Gefängnißzimmer, worin er war, hatte eine schlechte Bewachung. Nur ein kleiner Knabe stand davor; diesen wußte der junge Bösewicht durch einen Schlag auf den Kopf eines Abends im Dunkeln so zu betäuben, daß er zu Boden fiel, worauf er die Thüre öffnete, und dann im Gange durch das Fenster in den Hof ungesehen sprang, allhier einige dastehende Leitern ergriff, und sich mit ihnen über die Mauern hinab ins Freie ließ.

Mit Erstaunen vernahmen die Richter seine Flucht, und trafen sogleich alle Anstalten, seiner wieder habhaft zu werden. In allen Zeitungen wurde seine Person von Kopf bis zu Füßen beschrieben, und alle Gerichte wurden aufgefodert, ihn sobald sie ihn erblickten, gefänglich einzuziehen. Oder mit andern Worten, er wurde mit einem Steckbriefe verfolgt.

So weit ist es nun schon mit Wilhelm gekommen. Gewiß bebt euch Allen das Herz liebe Kinder, ob so großer Laster, die alle ihren Grund in

der ungezähmten Leidenschaft des Zornes hatten. O suchet doch alle schon recht frühzeitig den Hang zu diesem schrecklichen Uebel in euch zu unterdrükken, damit euch nicht ein Gleiches widerfahre, wie Wilhelmen!

Fünfzehntes Kapitel.

Was aus Adolf geworden?

Die Beantwortung dieser Frage ist euch gewiß angenehm, liebe junge Leser; da ihr euch gerne von dem traurigen Bilde des verirrten Wilhelms etwas weg- und einer milderen Erscheinung zuwenden möget.

Schon oben habt ihr gehört, daß Adolf auf dem Schlosse des Herrn Grafen Felseck den Unterricht mit genoß; ihr habt ihn selbst als Gespielen Wilhelms kennen gelernt, und gewiß, im Gegensatze zu jenem wilden, zornigen Knaben, seine sanfte Gemüthsart bewundert.

Aber eben deshalb war auch sein ganzes künftiges Loos ein Mildes. Er machte sehr schöne Fortschritte in der Schule des Schloßkaplans, und ward von dem Lehrer, wie von seinen Gespielen, allgemein geliebt und geachtet.

Als er bereits sein achtzehntes Jahr erreicht hatte, gerade zu derselben Zeit, in welcher Wilhelm das älterliche Haus verließ und in eine Handelsstadt zog, ging er auf Kosten des Herrn Grafen, von der väterlichen Heimath weg auf die Universität einer nahen Residenzstadt, um sich allda in den höheren Wissenschaften auszubilden.

Aber

Aber auch hier zeigte sich sein sanftes Gemüth auf jede Weise. Während die Universität für manchen wackern Jüngling ein Grab des Verderbens wird, wie wir noch heut zu Tage die Beispiele haben, wurde sie unsrem Adolf eine wahre Schule der Bildung. Und während Wilhelm zu derselben Zeit in seiner Handelsstadt nur bösen und liederlichen Streichen oblag, widmete sich Adolf eifrig seinen Studien.

Wohl drohten auch ihm dieselben Gefahren, wie Wilhelm; böse Gesellen, Säufer und Spieler wollten ihn mit sich fortreissen. Allein er widerstand ihren Lockungen; eine innere Stimme rief ihm stets den Zweck vor die Seele, warum er auf der Universität sey, und wie schändlich es wäre, wenn er das viele Geld seines Wohlthäters auf diese Weise vergeude und verschlemme. Wohl fehlte es auch ihm nicht an Gelegenheit, in Streit und Hader, in Uneinigkeit und Unfrieden zu gerathen. Wie oft wurde er geneckt und verspottet, besonders deshalb, weil er immer über seinen Büchern sitze, und sein Leben gar nicht zu genießen wisse. Auf ihn aber machten alle diese Reden keinen Eindruck; er hörte sie ruhig und gelassen, und mit stiller, innerer Verachtung an, und ging seinen Weg fort, wie vorher. So kam es, daß er eigentlich stets mit seiner Kameradschaft in Eintracht lebte, da Jeder ihn von selbst gehen ließ, in der Voraussicht, alles Foppen und Aufbegehren nütze doch nichts. Adolf selbst wich übrigens, so viel wie möglich, schon solchen Feinden von selbst aus, und hatte daher nie

das Unglück, in einen Duell zu gerathen, — eine Sittenlosigkeit, die auf Universitäten leider noch immer an der Tagesordnung ist. Er ging stets nur mit einigen wenigen Studenten um, und zwar mit solchen, die sanft und gutgesittet waren, wie er, ihren Studien mit Eifer oblagen, und böse Gesellschaften und Saufgelage stets vermieden.

Auf diese Weise vollendete Adolf seine Studien mit Ehren, und zur Freude seiner Aeltern und seines Wohlthäters, des Grafen Felseck. Und während Wilhelm, wie wir oben gesehen haben, in die abscheulichsten Laster verfiel, hatte er zu einem trefflichen Menschen sich herangebildet. Graf Felseck empfing ihn mit offenen Armen, als er von der Universität zurückkehrte. „Sie haben meine schönsten Erwartungen, meine herrlichsten Hoffnungen erfüllt, ja noch übertroffen, sprach der edle Graf. Sie sind mein Stolz und der Stolz ihrer Aeltern. Wie kann ich Sie genug belohnen! Treten Sie einstweilen an die Stelle ihres nun verstorbenen ehemaligen Lehrers, meines Schloßkaplans. Er war es selbst, der noch auf seinem Todtbette, Sie als seinen Nachfolger vorschlug; und mit Freuden vollziehe ich seinen letzten Willen; denn ich könnte ja nirgends einen Würdigern finden, als Sie." —

Adolf war höchst überrascht über diese Auszeichnung und konnte kaum Worte des Dankes finden. Denn so viele Ehren hatte er nicht erwartet.

Nach einigen Tagen schon mußte er seinen neuen Posten antreten, als Hofmeister des Grafen Felseck, ein eigentlich noch schwierigeres Amt,

als das des früheren Schloßkaplans. Denn Adolf hatte nebst den Kindern aus der Nachbarschaft, die zwar auf eine sehr kleine Anzahl herabgeschmolzen waren, noch zwei kleine Neffen des Grafen Felseck zu unterrichten, die auf einige Zeit bei ihrem Onkel in Kost und Quartier getreten waren.

Adolf entwickelte als Lehrer und Erzieher herrliche, vortreffliche Eigenschaften; seine angeborne Milde und Sanftmuth, seine Geduld und Gelassenheit kamen ihm dabei sehr zu Statten. Denn gerade diese Eigenschaften sind ja der schönste Schmuck des Lehrers und Erziehers.

Es war eine wahre Freude, denselben als Lehrer manchmal zu beobachten, und der Graf Felseck that dieß mehr als einmal. Wir wollen dieß nun auch thun, liebe Leser, und den neuen Erzieher, zwar nicht auf allen seinen Erziehungswegen, sondern nur auf einem Einzigen uns vor Augen führen.

Adolf hatte nämlich bei seinem Erziehungsgeschäfte es sich zur Hauptaufgabe gemacht, den Unterricht den Kindern so angenehm als möglich zu machen, damit die Lernzeit nicht eine eigentliche Schwitzzeit werde, die den jugendlichen frohen Muth ganz erstücke. Jede Gelegenheit ergriff er, um seinen Zöglingen etwas Nützliches beibringen zu können, und so durfte auf ihm das Sprichwort angewendet werden: „Keine Stunde ging ihm ohne Belehrung und Unterricht verloren!“

Besonders seine Spaziergänge waren in dieser Hinsicht eben so unterrichtend, als unterhaltend. Gott und göttliche Dinge, auf denen überhaupt sein

ganzer Erziehungsplan gebaut war, bildeten den Gegenstand seiner Reden und Belehrungen auf diesen Promenaden; denn die Natur war ihm ein heiliger Tempel, aus dem uns Gottes Allmacht, Güte und Weisheit im schönsten Lichte entgegenstrahlet.

So ging er, um ein Beispiel anzuführen, an einem schönen Frühlingsmorgen mit seinen Kindern hinaus ins Freie, und betrachtete mit ihnen auf einem stundenlangen Spaziergange die schöne Natur. Jeder Gegenstand, der ihm aufstieß, gab ihm Stoff zu heilsamen Lehren und Ermahnungen. Er ward zum salbungsvollen Prediger im großen, heiligen Welttempel Gottes. „Seht! sprach der wackere Lehrer, heute ist Frühlingsanfang, meine Kinder, der großen Natur Auferstehungs-Morgen, ihr Osterfest. Lange, lange haben Thäler und Gärten getrauert, sind Bäume und Wälder entkleidet gestanden; aber nun ist alles voll Leben, nun pflanzt aufs Neue Gottes Hand frische Paradiese auf der Oberfläche der Erde. Dehnt eure Blicke aus, so weit ihr könnt, keines Fleckchens werdet ihr gewahr werden, das noch rasten und ruhen soll! Ueberall Himmel für's Auge, — Himmel für's Ohr, Freude für's Herz.

O wie inbrünstig muß in diesem Augenblicke sich unser Herz zu Gott erheben, und seine Weisheit preisen, die der Natur den Frühling so zu geben wußte, daß der Mensch nach ihm eine rechte Sehnsucht haben muß. Wahrlich, um einen großen Theil würden uns die Wälder weniger vergnügen, wenn sie stets in demselben Kleide erschienen. Saat-

felder würden uns nicht so anmuthsvoll erscheinen, wenn sie Jahr aus Jahr ein so offen ohne Decke da lägen. Gärten würden uns nicht so an sich ziehen, wenn sie stets im Ueberflusse an Blumen und Kräutern prangten; aber so, wie es der liebevolle Gott geordnet, schwellt mit jedem Lenze unser Herz von neuer Freude und Wonne!

Selbst des Greises Leben facht der Frühling an! Seht! liebe Kinder, wie dort der bejahrte Vater sein eisgraues Haupt unter Zittern zum Himmel richtet, wie er der Sonne, gestützt auf seinem knotigen Stab, so sehnlich nachschaut! Er mag wohl denken: „du gute Sonne, willst du mich noch einmal vor meinem Grabe erwärmen, milde Wohlthäterin? Mein sterbendes Blut, ja, ja das bedarf deiner! Ach! wie oft habe ich dich schon von diesem Standplatze aus den Frühling anfangen sehen, und wie viele sind von denen schlafen gegangen, die mich zu überleben dachten!"

Während dieser und anderer Reden war Adolf mit seinen Zöglingen in einen kleinen Hain gekommen, der von Singvögeln bewohnt war. Schon beim Eingange tönte ihnen ein süßes Geflöte entgegen. „Horcht! Kinder, sprach er, dort schlägt die Meisterin aller Sängerinnen, der Gärten und der Wälder Anmuth, die Nachtigall. Willkommen! Willkommen! treue Genossin unserer Gegend! Du zauberst uns stete Sanftmuth ins Herz! Ha! wie sie sich uns nähert! Wie sie sich in den Gesang der übrigen Vögel mischt! Eine vollkommene Musik nun unter dem freundlichen Frühlings-Himmel!

Hier muß sie sitzen, die reizende unter allen Geschlechtern. Ja, ja, dort ist sie, nicht zwei Schritte von uns! Wie gesellig um den Menschen, meint es doch kein Vogel so freundschaftlich mit uns, als sie! Dort unten auf der letzten Hecke sind mehrere, wetteifern um den Vorzug; schlagen aber alle so herrlich, daß es jedem Zuhörer wirklich schwer wird, Einer den Rang vor der Andern zu ertheilen!

Denkt euch nun, liebe Kinder, noch hinzu, daß viele von ihnen unter einem weit entfernten Himmelsstriche geboren, daß sie der Verwüstungen wegen ihr Vaterland verlassen, und ihr werdet die Wonnen des Frühlings nicht genug preisen können.

Doch horcht! nicht blos von dieser Seite, auch von dorther dringen melodische Töne! Dort schlagen Finken, weiterhin entzückt Stieglitz- und Hänflingston! Alles ist Stimme! alle Chöre sind stark besetzt in diesem Walde und rufen ihr Halleluja zu Gott empor.

O Kinder! ihr fühlt jetzt den angenehmen Gesang der Vögel! ihr würdet ihn aber nicht empfinden, wenn böswillige Hände die Nester schon ausgenommen hätten. Zerstöret daher nie ein Vogelnest mit grausamer Hand, sondern macht euch die Freude, und seht! wie emsig die Mutter hoffender Jungen ihre Eier brütet; wie sie ganz leicht auf ihnen liegt, und ihrem Männchen, die für sie eingeholte Speise abnimmt; wie sie dann, wenn sie glücklich ausgebracht, die halbblutigen Schalen auswirft, ihre Brut mütterlich pflegt und sie wechselseitig mit ihrem Vertrauten füttert; wie sie sich auf-

lockert, wenn ihre Jungen schlafen wollen; wie sie recht sorgfältig um sich schaut, wenn die Kleinen die zarten Köpfe durch ihre Fittige gesteckt; wie sie Fliegen und Mücken wegschnappt, damit sie die Lieben im Schlummer nicht stören; wie dann Vater und Mutter, wenn sie über und über befiedert sind, von einem Zäckchen zum andern hüpfen, um sie aus ihrem engen Bezirk in einen weiteren zu führen; wie sie ängstlich vom nächsten Baume herabsehen, ob sie ihnen auch alle nachfolgen; wie sie ganz Lockstimme sind, wohlbedächtig stets solche Oerter und Bäumchen wählen, an die sie auch schon hinfliegen können, damit keinem ein Unfall begegnen möge. O ein solches Schauspiel gewährt doch gewiß einen viel seligeren Genuß, als das gewaltsame Ausnehmen eines Nestes, oder das Erschießen der armen, unschuldigen Geschöpfe auf der Jagd! Niemals, meine Theuren, wollen wir uns daher diesen grausamen Beschäftigungen überlassen! Laßt uns vielmehr schon gleich in diesem Jahre auf das schlagende Vogelheer merken, laßt uns Lauben bauen, und die Sänger, die sich uns nähern wollen, auch recht willkommen heißen! Und würdigen sie uns des Vertrauens, nicht weit von uns ihre kleinen Wohnungen für die künftige Welt aufzuschlagen, so laßt sie uns dann in dieser Furchtlosigkeit erhalten, alles zu ihrer Bequemlichkeit beitragen, was, und soviel wir können! Nicht Stunden weit müssen sie den Baustoff zu ihren Nestern holen, nicht schwer müsse ihnen die Aetzung ihrer Jungen fallen, nein, alles sollen sie in Ueberfluß bei

uns finden. Schädliche Thiere laßt uns von ihnen abwehren! Keine auflauernde Katze soll in der Gegend geduldet werden, wo sie ihre Nester haben, und der Eier suchende Kuckuck müsse sich vor uns scheuen, auf die ihn anglänzenden Eier mit Freuden und Hohngelächter herabzustürzen. O schon im Voraus fühle ich's, wie warm es uns ums Herz werden wird! wenn wir die gesicherte Nachwelt um uns herumflattern sehen, und ihren ersten unbedeutenden Ton, als Dankton hören werden. Welche Freude wird es uns seyn! wenn wir dann merken, wie sie mit jedem Tage in ihrem Gesange es weiter bringen. Fällt uns dann ein: daß auch sie ihr Vaterland, nach einem halben Jahre verlassen werden, dann wollen wir, unbemerkt von ihnen, unter den Baum hintreten, auf welchem sie zwitschern, und ihnen tausendmal Glück auf ihre Hin- und Herreise anwünschen!"

Nach einiger Zeit, die gleichfalls durch belehrende Unterhaltungen ausgefüllt wurde, kamen die Spaziergänger aus dem Walde hinaus in eine ganz freie Gegend, die sie mit inniger Freude betrachteten. „Ha! seht, meine Theuren! welche Aussichten! Herrliche, grünende Auen zur Rechten und zur Linken, — üppige Saatfelder, die schwellenden Hoffnungen des Landmanns, die segensvollen Keime werdender Aernte! Dort ein Landhaus mit blühendem Garten, weit im Hintergrunde ein friedsames Dörfchen, und über uns der blaue, lachende Himmel!

Ach! meine Theuren! wie schön und herrlich ist hier die Natur! Welcher Maler vermag es, die Farben dieser Fluren nachzuzaubern! Wie das Auge mitten im Daraufschauen mächtig gestärkt wird, immer neue Lust empfängt, das lebendige Grün zu sehen! Wie gesegnet ist diese Wiese an Blumen! Welche Mannichfaltigkeit und Fülle! Unter Hunderten kaum eine der andern ähnlich, und unter allen nicht eine einzige, die der andern gleichkommen sollte! Die eine hat mehr Blätter als die andere, die eine ist mehr schattirter als die neben ihr stehende, die eine lange von Dauer, die andere frühe zum Tode reif, die eine zum Geruche, die andere nur zum Anschauen! Und Gott weiß! wie sie nach ihrem innern Bau alle von einander unterschieden seyn mögen! Hier ist der rechte Ort für die gerne fleißigen Bienen! Seht! wie sie ihrem Tagewerke abwarten, wie sie fröhlich die milde Luft durchkreuzen, summend niederfliegen, und sich in der Blume Kelch eingraben! Von da eilen sie zum wilden Timian, kleben an ihm, bis sie ihre Füße mit gelber Beute bereichert. O Natur! du große Mutter! Wie sind deine Frühlingsgeschöpfe so anmuthig, so herzerhebend! Mit welcher Ehrfurcht erfüllen sie die Seele, die ganz erstaunend dir zusieht, und im Erstaunen dir lobsingt!

Wie muthig hüpfen dort die kleinen Lämmerheerden, und spielen um ihre sie säugenden Aeltern! Dort schreien einige der Erstgebornen nach ihnen; aber nicht lange! Denn seht, die zärtlichen Mütter kommen, reichen ihre Eiter zur Nahrung, und zer-

kauen, während sie ihre Jungen stillen, das in aller Eile vom Anger gerafte Gras. Auch der Schäfer verkündigt den Lenz! Nun müssen ihm die Bäume ihr niedrig tragendes Laub opfern, und sich es gefallen lassen, daß er ihnen das Schönste abpflückt, um mit den künstlich zusammengelegten, an den Mund gehaltenen Blättern, sich und seiner Heerde ein Stückchen vorpfeifen zu können; wie die mannbaren Rinder käuend horchen, wie eines das andere angafft, als wollten sie sich unter einander fragen, was das heißen solle; aber das reiche Futter lockt sie wieder nieder auf sich, und gewöhnt sie schnell an des Schäfers freundlichen Klang. Nun holt er seine Weidentasche, und nimmt aus ihr die Erfoderniße, seine Feldarbeit anfangen zu können. Seht! wie emsig er ist! wie heiter und seelenvergnügt!

Doch schaut nun dorthin! wie froh und munter jener Wanderer seines Weges zieht! Er scheint seinen schweren Ränzel nicht zu fühlen, läßt ihn ruhig auf der Mitte seines Rückens liegen! Wie doch Frühlingswelt den Menschen selbst seiner Lasten vergessend machen kann! Jetzt steht er still, stemmt sich auf seinem Stab, und schaut rings um sich her. Ist es eben einer, der selten von der Landstrasse wegkommt, und bei seinen vielen Reisen ein empfindsames Herz sich zu erhalten gesucht, o, wie viel Gutes mag er mit uns zugleich denken! Wie mag er sich wohl der Zeit erinnern, wo er keinen gebahnten Weg vor sich sah, Schneebälle seine Füße beschwerten, und kalte Winde seine Hände

verbergen hießen; wie mag er sich freuen! daß er abermals wieder das Unangenehme auf ein Jahr überstanden und aufgethaute Straffen und blühende Bäume ihn freundlich begrüßen.

Nun, meine Theuren! seht dort drüben das friedsame Landhaus. Laßt uns darauf zugehen! es gehört unserm Herrn Grafen. Ha! seht welch' ein herrlicher Garten davor prangt! Welch' prächtige Blumenmenge! Da blühen Tausendschön, dunkelblaue Violen, Schlüsselblumen von unzählbaren Farben, gelbe Violen, Aurikeln, Ranunkeln, Hyazinthen, Narzissen. O wie oft habe ich da dem guten Herrn zugesehen, wenn er im Garten geschäftig war, und ich kann wohl sagen, die erhabene Milde eines Unterschöpfers glänzte so recht auf seinem Angesichte. Er ist zwar schon im Allgemeinen ein milder Herr; allein bei seinen Blumenbeeten stimmt sich sein Herz vorzüglich gern zum Wohlthun. Hat er Mandate und Verordnungen zu ertheilen nöthig für seine Bauern, so fertigt er sie nicht in seiner Stube, sondern jederzeit hier auf seinem Landhause aus, wo er seinen Schreibtisch so angebracht hat, daß er sein ganzes Blumengefilde übersehen kann. Als ich ihn einst um die Ursache fragte, warum er seinen Gartentisch zur Gesetztafel gemacht, da antwortete er: „hier braust mein Blut nie auf, hier habe ich das menschlichste Gefühl, das man haben muß, wenn man nicht Tyrann seyn will." Und der gute Herr hat vollkommen recht. Denn nichts stimmt uns mehr zur Sanftmuth und Milde, als der Anblick der Blumen. Unter ihnen zu wohnen,

ist der seligste Aufenthalt, in ihren sanften Augen spiegelt sich Gottes Güte und Liebe ab!"—

Inzwischen unterbrach das Geläute der Mittagsglocke im nahen Dorfe die Unterhaltung und mahnte die Wanderer, ihren Spaziergang zu beendigen. „Die Glocke läutet zu Mittag! rief Adolf, wir wollen nun in das Haus hier gehen; der Gärtner wird uns schon mit einem frugalen Mahle versorgen können."

Sie gingen nun sämmtlich in das Landhaus, und verzehrten daselbst ein kleines Mittagsmahl. Die Nachmittagsstunden wurden mit Unterricht zugebracht im freundlichen Landsitze. Nach Beendigung desselben ging die Gesellschaft nochmals spazieren, und gegen Abend, als die Sonne bereits nahe am Untergehen stand, beeilte man sich zur Heimkehr. Vorher aber sprach Adolf zu den Zöglingen: „Wir haben heute einen herrlichen Tag zugebracht! Doch ehe er zu Ende geht, laßt uns nochmals Auge und Herz zu Gott erheben! Seht dort ist ein kleiner, freundlicher Rasenhügel, er sey uns ein Altar im Freien, auf dem wir in andächtigem Gebete Gott dem Herrn ein Abendopfer bringen wollen."—

Adolf bestieg nun den kleinen Hügel, zwei der ältesten Knaben knieten ihm mit gefalteten Händen zur Seite, und die übrigen befanden sich um den Hügel herum, in gleichfalls betender Stellung.

Der fromme Lehrer hob die Hände zum Himmel, an dessen westlichem Horizonte sich majestätisch die Sonne hinabneigte, und sprach: „Vater,

du bist es, von dem Alles ist! Schöpfer voll Weisheit und Güte! Du ließest die Sonne auf- und läßest sie jetzt wieder untergehen! Heißest Winde wehen, gibst der Erde das Kleid, der Blume die Farben, den Vögeln die Singstimme, — und hast auch mir den Mund zum Reden gegeben! Lob dir und Preis, Quelle aller Wesen! Dich bete an, wer ein Herz hat, beuge vor dir seine Kniee und weihe dir ununterbrochen seine Gedanken. Lasse der schönen Frühlingstage mehrere kommen! stärke uns im Guten, segne uns mit Wonne, mit Wonne für die Winterzeit! Mag die brausende Welt lieben, wer will, wir stimmen hier unsern Lobgesang an, wollen noch oft frohlockend in deiner stillen Schöpfung, und mit dem Redlichen unter dem Himmel Eins zu seyn suchen! Es meide der Bösewicht diesen Hügel, gehe eilig vorüber; aber der Edle verweile auf demselben, blicke zum Himmel und danke so warm, so herzlich, als wie wir dem Weltenvater. Ihr aber, liebe Kinder, die ihr heute die Frühlingswelt genossen, sie schön und herrlich gefunden, glaubt, daß sich die Natur zu dem Allen schon längst geschickt gemacht; daß sie den Urstoff im Innern schon im Winter bereitet, und zieht hieraus die Folge für euch: daß auch ihr im Frühlinge eures Lebens so auf euren Winter bedacht seyn müsset, als es die Natur unter der Schneedecke für's Frühjahr gewesen!"

So sprach Adolf, und blieb mit den übrigen Kindern noch eine kleine Pause lang in betender Stellung. Hierauf erhoben sie sich, und gingen,

die heitere Luft des Abends genießend, nach Hause, wo noch in sanften Träumen ihnen die frommen Beschäftigungen des Tages vor der Seele schwebten.

Sechszehntes Kapitel.

Gute Lehren für ein Mädchen.

Auf diese und ähnliche Weise, wie wir im vorigen Kapitel gesehen, hatte Adolf seinen Unterricht eingerichtet; seine Zöglinge hatten dabei eine ungemeine Freude, und ihr Herz und Verstand nahm stets zu an Bildung.

Eine ganz vorzügliche Unterrichtsbeschäftigung Adolfs aber war das Vorlesen. Er hatte zu diesem Zwecke ein ganz eigenes „Historienbüchlein" zusammengestellt, in welchem verschiedene Geschichten enthalten waren. Großentheils waren Beispiele von den schädlichen Folgen des Zornes, und von den nachahmenswerthen Tugenden der Geduld und Sanftmuth darin aufgeführt. Diese Geschichten las er nun selbst vor, oder ließ sie von den Knaben vorlesen, und prägte den Inhalt derselben ihrem Herzen und Gedächtnisse recht ein. Ich werde euch, liebe Kinder, einige Mittheilungen aus diesem „Historienbüchlein" in dem Anhange, zum Schlusse dieser Erzählung, nachtragen.

Unter Adolfs Zöglingen befand sich auch ein Mädchen, die als eine Verwandte des Grafen, erst seit Kurzem der Aufsicht desselben anvertraut war. Dieser gab sich mit ihr auch eine ganz besondere Mühe. Es würde jedoch zu weit führen,

hier ausführlich anzugeben, wie Adolf seine Schülerin behandelt habe. Nur eines kleinen „Gedankenbüchleins" geschehe hier Erwähnung, welches er seiner Schülerin, gleichsam als Lebenskatechismus in die Hand gab, und dessen Sätze sich das bereits so ziemlich erwachsene Mädchen als Regeln für ihre kommende Lebenszeit, merken und beherzigen sollte.

Da neben den Lesern unsers Buchs sich wohl auch manche Leserin finden kann, so wird es nicht unzweckmäßig erscheinen, einige von diesen lehrreichen Sätzen hier anzuführen. Sie lauten also:

Sey nicht stolz auf äussere Schönheit, denn sie ist nicht dein Werk, sondern Gottes. Traue nicht jenen Schmeichlern, die nur blos von deiner Schönheit schwatzen. Wer dieß thut, ist nicht dein Freund: er hält dich für einfältig und geht offenbar auf eine strafbare Bethörung aus.

Hüte dich sorgfältig vor übertriebener Neigung zum Putz. Allzugroße Sorgfalt schadet selbst der Schönheit. Ein Bild, an dem der Rahmen mehr werth ist, als das Gemälde, beleidigt das Auge des Kenners und wird übersehen, wenn jener die ganze Aufmerksamkeit auf sich zieht.

Richte deine Hauptsorge auf das, was den Menschen als Menschen schätzbar macht, und das ist nicht sein schönes oder häßliches Gesicht, sondern sein Herz und Verstand. Suche Beide zu ver-

schönern und zu veredeln, soviel du kannst; denn eine solche Schönheit blüht noch fort, wenn auch aller Glanz einer feinen Haut bis auf den letzten Rest erloschen ist.

Der erste Schritt zu dieser Veredlung und Verschönerung ist, daß du dich selbst kennen lernst. Denke oft an dein eigen Herz, merke auf seine geheimen Regungen, spähe die Beweggründe aus, warum du dieses oder jenes thuest, warum dir das Eine gefällt, und das Andere zuwider ist. Untersuche auch fleißig, welche Einsichten und Kenntnisse du schon besitzest, und welche dir noch fehlen. Dabei führe diese Betrachtungen über dich selbst immer auf die Frage zurück: warum bin ich da? was soll ich auf der Welt machen? und siehe dann, ob deine gewöhnlichen Gedanken, Neigungen und Thaten dich dem Ziele nähern, oder davon entfernen. Denn das ist nun einmal deiner Seele eingeprägt, daß ein gottgefälliges, zufriedenes Leben das Ziel ist, das du hier auf Erden erreichen sollst, und daß nur ein einziger Weg zu diesem Ziele führt, nämlich immer Gutes zu denken, zu wollen und zu üben.

Ich möchte dir wohl rathen, alle Abende, ehe du einschläfst, die verschiedenen Auftritte des Tages in dein Gedächtniß zurückzurufen, und zu sehen, wie du dich in jedem verhalten hast. Die Freude über das verrichtete Gute würde dich in eine süßere Ruhe wiegen, und der unangehme Anblick dessen, was noch mangelhaft an dir ist, dich zu guten

Vorsätzen und stärkerer Aufmerksamkeit für den folgenden Tag ermuntern.

Unter den vielen andern Dingen, deren Wissenschaft dir nothwendig ist, erhält die ordentliche Führung einer Wirthschaft mit allen dazu gehörigen weiblichen Arbeiten und Geschäften die erste Stelle. Du weißt, daß eine Arbeit, die man für sich selbst thut, nicht beschimpft, man sey von welchem Stande man wolle. Doch empfehle ich dir auch daneben im Voraus die pünktlichste und sorgfältigste Reinigkeit. Dulde keinen Rest von der Küche an deiner Haut und Kleidern. Es ist schön, ein Mädchen wirthschaften zu wissen, aber noch schöner, keine Spuren davon an ihr zu bemerken.

Lies nur gute Bücher, besonders über Geschichte und Religion, die nicht blos zum Vergnügen, sondern auch zum Unterrichte geschrieben sind, und denke über alles, was du siehest und höreſt selbst fleißig nach.

Vorzüglich suche immer zu erforschen, wozu jede Sache gut sey, und wovon und wie die Dinge, die man zur Erholung, zum Vergnügen und zur Zierde des Lebens braucht, gemacht werden. Kannst du dir allein nicht forthelfen, so bitte Vernünftige und Sachverständige aus deiner Nähe um Erklärung der Sachen, die du nicht verstehst.

Wenn alle Mädchen dieß schon frühzeitig thäten, so würde sie in späteren Jahren die Langeweile in Gesellschaften weniger plagen, und sie würden nicht nöthig haben, zum Zeitvertreib an den Brust- und Armschleifen zu zupfen. Der ernsthafteste Mann wird sich ein Vergnügen daraus machen, sie zu unterhalten, wenn sie etwas im Kopfe haben.

Vernachläßige nie deine Handschrift, und übe dich, da du nun den Lehrstunden entwachsen bist, selbst fleißig darin, deine Gedanken über allerlei Gegenstände der Natur, der menschlichen Gesellschaft und Religion schriftlich aufzusetzen. Dieß ist ein leichtes Mittel, verständiger zu werden. Man denkt dann fleißiger und schärfer, wenn man sich durch das Aufschreiben gleichsam selbst Rechenschaft von seinen Gedanken gibt.

Vorzüglich rathe ich dir, mit auswärtigen Freundinnen einen fleißigen Briefwechsel zu unterhalten. Wenn junge Frauenzimmer einander in Briefen nicht blos mit hohlen Komplimenten und Stadtneuigkeiten abspeisen würden, sondern sich über ihre eigenen wichtigen Angelegenheiten, über den Fortgang in der Bildung des Geistes und Herzens, über menschliche Charaktere, Handlungen und Schicksale besprächen, wenn sie einander ihre auf Spaziergängen, in Gesellschaften, oder sonst gemachten Beobachtungen, auch die geheimsten Regungen des Herzens unter dem unverbrüchlichen Siegel der Freundschaft mittheilten, und sich auf die, aus alle

dem verwirrten Leben und Weben hervorleuchtenden Spuren einer weisen Vorsehung aufmerksam machten: würden nicht Verstand und Herz und Anmuth zugleich durch einen solchen freundschaftlichen Briefwechsel unendlich gewinnen?

Sey nie stolz auf deine Kenntnisse! Je mehr du überhaupt weißt, und je minder du dir das Ansehen gibst, etwas zu wissen, desto mehr Gewicht wird deine Stimme unter den Menschen haben und desto willkommener wirst du überall seyn.

Ein Laster mußt du ärger scheuen, wie das Feuer, und dich davor fürchten, wie vor dem Bisse einer Klapperschlange — nämlich die Sucht des Verläumdens. Das beste Herz kann in Gesellschaft unvermerkt dazu verleitet werden, wenn es an Gegenständen der Unterhaltung fehlt. Ich will dir aber ein Mittel sagen, dich dagegen zu verwahren. Erzähle immer das Gute, was du von den Leuten weißt, die man dem öffentlichen Tadel preis gibt, und entschuldige die Fehler, die du nicht vertheidigen kannst, so wirst du deinen schuldigen Beitrag zur Unterhaltung geben, und immer ein gut Gewissen behalten. Schreit aber die Stimme der Bosheit so laut, daß du nicht gehört wirst, so gib wenigstens in deinen Gedanken der verfolgten Unschuld eine Freistatt und schreie nicht mit.

Sey nie so albern, in einen gewissen Rangstreit zu verfallen, oder sehe es als etwas wichtiges an,

den wievielsten Platz man dir bei dieser oder jener Gesellschaft, an diesem oder jenem Tische anweist. Ich weiß nicht, ob du jemals die Bemerkung gemacht hast, daß die Enten und Gänse, wenn sie aus dem Wasser kommen, Reihenweise hinter einander zu gehen pflegen, und daß fast eine und dieselbe den Trupp anführt. Ob sie aber der Größten, der Klügsten oder Dümmsten den Vorrang lassen, darüber sind die Naturkundigen noch nicht einig. Ich erkläre mich für das Letztere.

Zum Schlusse empfehle ich dir ein weises Mißtrauen in deine Einsichten und Geschicklichkeit: damit du nie von dem edlen Vorsatze, täglich besser zu werden, und dazu freundschaftliche Erinnerungen anzunehmen, nachlassest. Man muß immer weiter zu kommen suchen, ohne zu hoffen, jemals das Ende der Vollkommenheit zu erreichen. Auf diesem Wege kannst du gewiß auf Segen und Beistand hoffen, und dein Glück ist gegründet, so fest es sich zwischen Zeit und vergänglichem Raume gründen läßt.

Siebenzehntes Kapitel.

Wilhelms Aeltern erfahren das Schicksal ihres Sohnes.

Wir wollen uns nun wieder in unserer Geschichte zu Wilhelm wenden, und zwar zuerst zu seinen Aeltern. Liebe Kinder! gewiß könnt ihr euch schon im Voraus die Größe des Schmerzes vorstellen, den beide Aeltern empfanden, als sie die

Schreckensbothschaft von Wilhelms Schicksale vernahmen. Denn sie liebten ihn ja unendlich; es war ihr Kind, auf dessen Bildung sie so Vieles gewendet, so Vieles geopfert hatten, und das ihnen nun mit so schrecklichem Lohne vergalt. Ihr Sohn, der ihnen eine Stütze im Alter hätte werden können, ist nun ein Verbrecher geworden, mit harter Noth dem Galgen einstweilen entronnen, um einer schrecklicheren Strafe noch aufbehalten zu seyn. O was muß das Vaterherz, was das Mutterherz dabei empfunden haben!

Die Nachricht von Wilhelms Vergehungen ward von dem Kaufmanne, bei welchem er in Beschäftigung stand, eigenhändig und in den schonendsten Ausdrücken den Aeltern geschrieben. Allein es waren dennoch schneidende Dolche für ein Aelternherz. Gutmann war bei Eintreffen des Briefes nicht zu Hause, sondern auf Reisen. Seine Frau erbrach daher den Brief, — sein Inhalt setzte sie dermaßen in Schrecken, daß sie ohnmächtig zu Boden fiel. Wilhelmine, ihre Tochter, sprang sogleich hinzu, und schrie um Hülfe. Dienstboten eilten herbei, und brachten die kranke Mutter sogleich in ein Nebenzimmer ins Bette. Wilhelmine hob den auf die Erde gefallenen Brief auf, las ihn, und ein gleiches Entsetzen befiel auch ihre Seele. Sie hatte ja ihren Bruder so innig lieb, und ein so schreckliches Schicksal mußte ihr daher mit gedoppelter Kraft das Herz zerschneiden. Laut und bitterlich weinte sie, und lief im Zimmer herum; doch der Gedanke an ihre kranke, der Hülfe und des Trostes bedürf-

tige Mutter brachte sie wieder etwas zur Fassung. Sie nahm sich zusammen, um nicht der armen, unglücklichen Mutter auch durch ihr Wehklagen das Herz noch schwerer zu machen.

Eilig ging sie ins Krankenzimmer der Mutter, die durch die angewandten Mittel, und durch den sanften Zuruf ihrer Tochter wieder etwas zum Bewußtseyn kam. Allein sie vermochte es nicht, ein Wort zu sprechen; ihre Augen stierten gerade hinaus, und der herbeigerufene Arzt erklärte ihren Zustand für sehr gefährlich. Sie verfiel in ein heftiges Fieber, fing an zu phantasiren und ganz irre zu reden, und aus der innersten Tiefe der Brust heraus die kläglichsten Seufzer zu stoßen. „Ha! seht ihr's! rief sie auf einmal laut aus, dort ist das Blutgerüst aufgerichtet! dort führen sie ihn hin auf dem armen Sünderkarren! ha! wie er aussieht! wie todtenbleich! sie führen ihn zum Tode! Haltet ein! es ist mein Sohn! Gnade! Gnade!" — und dabei hob sie die Hände bittend empor, und neigte sich über das Bette heraus, und würde ganz auf den Boden gefallen seyn, wenn nicht der dabei gestandene Arzt sie aufgehalten hätte. Thränen und Schluchzen erstickten ihr die Stimme, und bewußtlos wie zuvor, durch die zu große Anstrengung, sank sie ins Bette zurück.

Es war ein schauervoller Anblick, sie in diesem Zustande zu sehen. In kurzer Zeit nahm das Fieber einen so gefährlichen Charakter an, daß der Arzt sie für verloren gab.

Der alte Gutmann war bei diesen Vorfällen noch nicht zu Hause. Aber ehe er noch dahin kam, ereilte ihn schon die Schreckensbothschaft. Denn Abends, als er in einem Gasthofe im Wirthshause saß, nahm er zufällig eine Zeitung in die Hand, und fand darin den Steckbrief seines Sohnes.

Wer vermag das Entsetzen zu beschreiben, das sich bei diesem Anblicke des guten Vaters bemeisterte. Er konnte nichts mehr essen, todtenbleich ward sein Gesicht, und eilig verließ er den Tisch und ging auf sein Zimmer. Da warf er sich in höchster Verzweiflung auf ein Sopha, und rief mit heulender Stimme: „Wehe mir! nun ist Alles verloren! Barmherziger Gott! wodurch habe ich diese Strafe verdient? ich bin nun der ärmste, unglücklichste Vater auf der ganzen Welt!“ —

Er ließ sogleich anspannen und fuhr in aller Eile nach Hause. Noch vor seiner Ankunft erfuhr er den traurigen Zustand, in welchem sich seine geliebte Gattin befand. Traurig neigte er sich über ihr Krankenlager, und küßte mit Thränen im Auge, ihre Lippen. Sie lag aber starr und bewußtlos da und kannte ihn nicht. Erst nach einer Pause rief sie aus: „Ha bist du es mein Wilhelm! geliebter Sohn! O warum hast du deinen Aeltern so schreckliches Unglück zugefügt! Doch ich will dir keine Vorwürfe machen! versöhne dich mit Gott, damit du Gnade vor seinem Richterstuhle findest. Auf dieser Welt ist keine Gnade mehr für dich. O bleibe noch ein Wenig da! Was wendest du dich schon weg. Doch ich sehe es ja! — Du kannst nicht! —

Sie schleppen dich fort zum Tode! — Das Schwert zückt über deinem Nacken! Dein Haupt fällt! — Da liegt's und schwimmt in seinem Blute! — Wehe! Wehe! mordet mich auch mit meinem Kinde! ich bin seine Mutter!" —

In solchen Verzuckungen wüthete sie Tag und Nacht, und wer nur ein wenig Gefühl hatte, mußte bei diesem Anblicke in Thränen ausbrechen.

Dem guten Gutmann wollte das Herz vor Jammer zerspringen, als er die unglückliche Gattin sah. Der Arzt gab sich alle Mühe, ihn wegzubringen; denn die Krankheit der Frau war ansteckend. Allein vergebens; Gutmann ging nicht vom Bette weg, er blieb bei ihr, und wartete ganz ihr Ende ab. Sie verschied des andern Morgens in seinen Armen.

Wie ihr euch leicht denken könnt, wurde auch er von dieser Krankheit angesteckt. Gleich nach der Gattin Tode mußte er sich zu Bette legen, und das hitzige Fieber ergriff ihn in so heftigem Grade, daß ungeachtet aller angewandten ärztlichen Mittel, schon am dritten Tage er seinen Geist aufgab.

Wilhelmine stand nun noch allein da; sie sah ihre beiden Aeltern ins Grab geleiten, und weinte die bittersten Schmerzensthränen. Der Tod wäre ihr zwar, unter diesen Umständen, natürlich willkommener gewesen, als das Leben! allein die göttliche Vorsehung sparte sie noch auf, ein Schutzgeist für das Seelenheil ihres Bruders zu werden, wie ihr, liebe Leser, im Verlaufe der Geschichte sehen werdet.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Achtzehntes Kapitel.

Wilhelms weitere Schicksale.

Wilhelm ward unterdessen, von schrecklicher Unruhe gefoltert, umhergetrieben. Nirgends winkte ihm ein Plätzchen der Erholung, überall verfolgte ihn der schreckliche Gedanke: du bist zum schändlichsten Verbrecher herabgesunken. Wer ihn etwas scharf ansah, erschreckte ihn; vor jedem Blatte, das der Wind bewegte, bebte er zurück, und glaubte schon, den Verfolger seiner Schandthaten vor sich zu sehen.

So irrte er von einer Gegend in die andere; ein schrecklicher Anblick für Menschen und Thiere. Es war ihm bekannt geworden, daß ein Steckbrief ihn verfolge; das vermehrte seine Furcht noch mehr. Er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte, wo er ein sicheres Asyl finden könnte.

Nach langem Herumziehen war er endlich in die Nähe seines Geburtsortes gekommen. Da empfand er zwar ein gewisses wohlthätiges Gefühl in sich, es zog ihn ein innerer Ruf in die heimischen Mauern. Aber der Gedanke an sein Verbrechen lähmte wieder seinen Muth, vor das Angesicht seiner guten Aeltern zu treten. Er beschloß daher, vor der Hand um die Nähe des Orts herum zu gehen, um allenfalls Dieß oder Jenes auszukundschaften, was ihn zu irgend einem guten Entschlusse den Ausschlag geben dürfte.

Dicht in seinen Mantel gehüllt, schlich er daher in der Abenddämmerung um die Mauern des Städtchens, und da er einen Mann erblickte, der hier

einsam spazieren ging, ließ er sich mit diesem in ein Gespräch ein. Er erkundigte sich nach seinen Aeltern, und vernahm nun von diesem Manne ihr ganzes trauriges Schicksal, wie wir es schon oben erzählt haben.

Das war nun ein entsetzlicher Schlag auf Wilhelms Gemüth; er gerieth in die äußerste Verzweiflung. Eilig entfernte er sich von diesem Manne, und eben so schnell aus der Nähe eines Orts, in dem jede Hoffnung für ihn abgestorben war.

Im schrecklichsten Zustande irrte er nun umher, blaß und zerstört, wie ein Wahnsinniger. Noth und Elend, Angst und Pein waren seine Begleiter; und so kam er endlich nach ein paar Monaten in eine ganz andere waldichte Gegend, die furchtbar und schrecklich war.

Eines Tags verirrte er sich daselbst in einem finstren Walde. Die Sonne war bereits untergegangen; tiefe Dämmerung brach herein, immer dunkler und dunkler wurde es, und ein Gewitter, das schon lange im Anzuge war, brach mit mächtiger Gewalt herein. Der Irrende konnte nun um so weniger einen Ausweg finden. Blitze durchzüngelten die rabenschwarze Nacht, fürchterlich rollte der Donner, und sein Echo hallte in den schauerlichen Klüften des Waldes wieder, wie aus Riesenschläuchen goß der Regen herab, und heulende Winde schlugen die nassen Aeste dem Flüchtlinge ins Gesicht. Er konnte nicht weiter und mußte sich unter einem Baume niederwerfen. Furchtbar war der Aufruhr in der Natur; aber noch gewaltiger

regte sich sein Gewissen. Er konnte nicht schlafen; wie von inneren Geißeln gepeinigt, warf er sich mehrere Stunden lang umher, und erblickte endlich, als der Sturm etwas nachließ, durch das Dunkel der Bäume in einiger Entfernung ein starkes Feuer, und selbst Menschen davor. Darüber empfand er ein wenig Freude. Er raffte sich auf, und ging mit eiligen Schritten auf dasselbe los.

Da hörte er plötzlich hinter seinem Rücken ein Geräusch, er wandte sich um, und in diesem Augenblicke sprangen zwei handfeste Kerle auf ihn zu, die ihm ihre Pistolen auf die Brust setzten, und mit barscher Stimme die Worte zuriefen: „Den Beutel oder das Leben!"

Wilhelm gerieth im ersten Momente über diese Worte in Angst. Doch schnell faßte er sich, und rief im Tone der Verzweiflung: „Elende Räuber! — denn als solche erkannte er richtig die beiden Männer, — meine Börse enthält ein paar Groschen; die will ich euch gerne geben, wenn ihr mir mein verhaßtes Leben nehmet. Ich fürchte den Tod nicht, er ist mir vielmehr ein willkommener Gast!"

„Der Kerl hat Kourage!" rief der Eine von den Räubern. Der Andere pfiff mit einer Pfeife. Es dauerte nicht lange, so waren zehn bis zwölf andere Räuber da.

„Da haben wir einen Fund!" rief der Eine den übrigen zu. „Das Leben ist ihm nichts werth; den Tod scheut er nicht, der paßt gut für uns. Heda! Bursche, hast du Lust in unsern Bund zu treten? Wirst darin lauter brave Leute finden, die

eben so tapfer sind wie du, und denen das Schicksal nicht minder mitgespielt hat, wie dir!"

„Predige ihm nicht zu viel vor! rief ein Anderer. Aus freiem Antriebe muß er der Unsrige werden. Er soll mit in unsere Waldpaläste kommen, da alle unsere Herrlichkeiten selbst ansehen, und gewiß wird er dann Lust und Freude an unserm Leben finden."

„Ja! er soll mitkommen!" riefen alle einstimmig, und packten Wilhelm beim Arme an, der, ohne sich besinnen zu können, unwillkührlich seinen Führern folgte.

Neunzehntes Kapitel.

Wilhelm wird Räuber.

Die Räuber löschten die Feuer aus, und nahmen Wilhelm in ihre Mitte. Der Weg war lang und dauerte über drei Stunden. Er führte durch dichte, schauerliche Wälder und Felsenklüfte; noch war der Morgen nicht angebrochen, und die schwarze Nacht hing ihre dunklen Fittiche ringsum über die Gegend. Kein Sternlein flimmerte am Himmel, keines auch im Herzen Wilhelms; keine Nachtigall flötete in den dichten Gebüschen, nur Uhu's krächzten und die Raben heulten ihre Todtenlieder.

Wilhelm ward wirklich bange zu Muthe. „Wohin führt ihr mich?" fragte er seine Begleiter.

„Das wirst du nun schon sehen! — hub Einer derselben an. Wir kommen nun gleich an den Ort deines künftigen Glückes!"

So ging der Weg wohl noch eine halbe Stunde fort. Der Himmel war inzwischen etwas heller ge-

worden, der bleiche Schimmer des Mondes leuchtete herab, und überzog die Gegend ringsum mit seinem Silberscheine, so daß Wilhelm die Gegenstände deutlicher erblicken konnte. Sein erster Blick in dem schauerlichen Thale, das wohl kaum außer seinen täglichen Bewohnern eines andern Menschen Fuß betrat, fiel auf ein nahestehendes, an einem Kreuzwege sich befindliches großes steinernes Kreuz, dessen Fußgestell noch mit frischem Blute bespritzt war.

Wilhelm schauderte beim Anblicke dieses Kreuzes innerlich zusammen; er blieb stehen, und fragte mit bebender Stimme: „Was bedeutet dieses Kreuz hier, bei Euch, wo nur Mord und Verbrechen hausen?"

„Das ist so ein Betplätzchen für unsere Gefangene; sprach der Eine der Räuber, — die gewöhnlich vor ihrem Hingange aus dieser Welt noch einen Stoßseufzer thun wollen. Sieh! da hängt noch Blut; denn vor einigen Stunden erst ward einer jungen Dirne da der Garaus gemacht, auf die wir, da sie sehr reich war, schon lange gelauert haben."

„O die war glücklich! — rief Wilhelm aus, hier den Tod gefunden zu haben, unter dem Zeichen der ewigen Erbarmniß! Vergönnet auch mir hier diese einzige Freude, die ich noch habe und hoffen darf!" — und dabei stürzte er wie wahnsinnig auf das Gesimse des Kreuzes hin.

„Hoho! junger Bursche! — rief Einer der Räuber ihm zu, und hob ihn schnell auf, — sey gescheit! Zum Sterben ist's noch zu frühe bei dir! Komm! bei uns winkt dir ein goldnes Leben!"

Und mit allgemeinem Jubel schrien ihm auch die übrigen Räuber in die Ohren, und führten ihn, wie im bachantischen Triumphzuge, ihren Wohnungen zu.

Endlich waren sie am Ziele angelangt. Sie standen an einer Felsenspalte, durch welche je Einer nach dem Andern kriechen mußte. Auf gleiche Weise waren noch einige Gänge durchzumachen, bis man endlich an eine große runde Höhle gelangte, die aber durch ihre herrliche, prächtige Einrichtung ungemein überraschte, und einem wahren Zauberpallaste glich. Die Wände waren alle ganz ausgehauen, mit Spiegeln und Wandleuchtern versehen, und in der Mitte hing sogar ein glänzender Kronleuchter herab, der einen königlichen Glanz ringsum verbreitete. Der Boden war aufs schönste mit mannichfaltigen Steinen belegt; herrliche Tische, weiche Sopha's und sonstige bequeme Einrichtungen waren ringsum aufgestellt. Dichte Tabakwolken verbreiteten ihre Gerüche, in die sich der aromatische Duft köstlicher Speisen mischte, die auf dem mittleren Tische dampften, und mit den ausgesuchtesten Weinen, von denen die Nebentische voll waren, wetteiferten. Kurz überall erblickte man Reichthum und Wohlhabenheit, und sah die deutlichen Zeugnisse, daß hier Räuber hauseten, die ihr Handwerk aus dem Grunde verstanden.

Wilhelm traute kaum seinen Augen, als er alle diese Schönheiten erblickte; er war wie bezaubert. Jubelgesang begrüßte ihn gleich beim Eingange, und die in der Höhle befindlichen Räuber hießen ihn

willkommen. Man lud ihn ein, sich zu Tische zu setzen, um sich von der langen Wanderung zu erquicken. Wilhelm aber wollte nichts essen; desto mehr setzte man ihm daher mit Trinken zu, und der Geist des Weines verscheuchte auch wirklich seine trübselige Stimmung; er fing an heiterer und aufgeräumter zu werden.

Die Räuber bemerkten das mit Freuden, und tranken ihm wacker zu. „Lustig, lustig! lieber Bursche, rief der Erste der Räuber, der ihn schon oben beim ersten Ueberfalle angesprochen, lustig! jetzt sind wir am Ziele. Hier ist gut wohnen! viel schöner und herrlicher als draußen in der Welt, als in manchem Königspallaste. Denn hier dieser Felspallast enthält wohl mehr Schätze, als ein ganzes Königreich zusammengenommen. Dir hat das Schicksal wohl auch hart zugespielt! bist wohl deinen Aeltern oder Vormunde, deinem Brodherrn, oder gar dem Rade und Galgen entlaufen? — Hat nichts zu sagen, guter Bursche. Hier bei uns findest du eine sichere Freistatt, und lauter Genossen, die ihr früheres trauriges Schicksal mit einem Lustigen und Frohen vertauschten. Sieh! Keinen findest du hier, denn nicht Noth oder Elend, oder irgend ein Steckbrief, oder sonst ein Spürhund der Gerechtigkeit in dieß sichere Asyl getrieben hat. Ich als der Hauptmann z. B. hatte ganz eigene Schicksale, wovon ich dir nur mein letztes, als das Entscheidenste, erzählen will. Als der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns sollte ich in einer angesehenen Handelsstadt die Handlung erlernen. Ich that es, und

wurde in kurzer Zeit darauf Commis in einem bedeutenden Handlungshause. Mein Salar war nicht gering; allein es reichte nicht hin zu dem Aufwande, den ich im Umgange mit mehreren lustigen Leuten machte. Ich kam in eine große Schuldenlast, die ich am Ende nicht bezahlen konnte. Endlich wußte ich mir nicht anders zu helfen, als die Kasse meines Herrn zu bestehlen; es gelang ein paarmal glücklich, aber beim drittenmale wurde ich ertappt, und gefänglich eingezogen. Zum größten Glücke aber war ich schlecht bewacht, und entkam meiner Haft. Da irrte ich nun wie verlassen in der Welt herum, nicht wissend, wohin, — als ein glücklicher Zufall mich hier diese Freunde finden ließ, die mich in ihre Mitte aufnahmen. Ich verlebte da die herrlichsten Tage, dachte nie mehr an mein früheres Elend, wurde sogar zum Hauptmanne der Bande ernannt, und tausche das Glück, das ich nun seit zwanzig Jahren in diesen Wäldern genieße, mit Nichts auf der Erde."

Wilhelm hatte die Geschichte des Hauptmanns mit staunendem Interesse angehört; denn sie war ja auch ganz die Geschichte seines Lebens. „Euer Schicksal, sprach er mit freudiger Stimme, ist dasselbe, was auch mir begegnet."

„Nun dann, so laß' uns desto inniger Freundschaft knüpfen! entgegnete der Hauptmann, — wir sind für einander schon vom Schicksale bestimmt. Du mußt der Unsere werden, und glaube mir, es wird dich nicht gereuen. Siehe! alle Genüsse des Lebens öffnen sich dir hier; Geld, Wein, Kleider

und

und alles, was du willst. Kein Mensch, und hätte er Augen wie weiland Argus, kann uns in diesem undurchdringlichen Thale erspähen, und während draußen in der Welt das Rad oder der Galgen deiner wartet, kannst du hier in der gemächlichsten Ruhe deine Richter verlachen, — ja ihnen sogar, wenn auf unsren Raubzügen, dir der Eine oder der Andere in den Weg kommen sollte, deine Macht tüchtig fühlen lassen, auf daß sie künftighin nicht mehr wagen, Leute deines Standes in Ketten und Banden legen zu wollen."

Auf diese und ähnliche schändliche Weise, vor der jedes tugendhafte Herz zurückbeben muß, versuchte es der Räuberanführer das Glück ihres Lebens in recht reizenden Farben zu schildern, und Wilhelm, der ohnehin nicht mehr zurückkonnte, durch Wein und hitzige Getränke immer aufgeregter, faßte mit leichtem Herzen den Entschluß, in den Bund der Räuber zu treten.

Ein lautes Frohlocken schallte im Saale wieder, als er diesen seinen Entschluß ihnen erklärte. Der Anführer und einige Räuber führten ihn sogleich in ein nahes kleines Gehölze, in dessen Mitte auf einem mit Blut bespritzten Steine ein großer Todtenkopf lag. Die Morgensonne war gerade herangebrochen; doch nur düster warf sie ihre ersten Strahlen auf das nun vorgehende Schauspiel nieder. „Hier Kamerad! — sprach nun der Hauptmann, bei diesem Todtenkopfe, unter dessen Steine unser früherer Hauptmann begraben liegt, der an einer Schußwunde bei einem Gefechte mit den benach-

barten Soldaten starb, hier schwöre uns den Eid der Treue!"—

Und Wilhelm mußte schwören, immer der Bande treu zu bleiben, und, wenn er einst gefangen würde, die andern nicht zu verrathen. Er leistete den Schwur, und erhielt hierauf seine Räuberkleidung, und Waffen.

So war er nun, ausgeschlossen von allen guten Menschen, in den Bund der verworfensten Menschenklasse getreten. Vorwärts eilte er mit Riesenschritten, aber nicht zum Ziele des Guten, nein zum Abgrunde des Bösen, des Verderbens. O wie weit ist es mit dem verirrten Jünglinge gekommen! Wie hat eine einzige ungezähmte Leidenschaft ihn in ein Netz des gräßlichsten Lasters verwickelt, aus dem ihn keines Menschen Hand mehr reißen wird!

Zwanzigstes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Wilhelm wußte in seine neue Lage sich bald zu finden. Der tägliche Umgang mit den Räubern, ihre vertrauten Gespräche, die Erzählungen ihrer verübten Thaten und Laster, stumpften die letzten Regungen seines Gewissens ganz ab, so daß er nichts lieber war, als ein Räuber, und sehnlichst den Augenblick erwartete, wo er sein Meisterstück, wie er es nannte, ablegen konnte.

Und dazu fand sich schnell eine Gelegenheit. Denn bei dem nächsten Raubzuge sollte auch er dabei seyn. Er zog hinaus mit seinen Gesellen, und

zu ihrem Erstaunen zeigte er einen Muth und eine Tapferkeit bei den Angriffen, wie kaum Einer von ihnen in größerem Grade. Ja als bei einem kleinen Streifzuge er und ein paar Räuber zusammen auf der Landstrasse einen Reisewagen anfielen, wurde er ganz allein mit dem gut bewaffneten Kutscher und zweien in dem Wagen befindlichen Herren fertig, d. h. versetzte ihnen tödtliche Wunden, und jagte, nachdem die andern den Wagen ganz ausgebeutet hatten, die abgeschnittenen Pferde querstracks weit in die nahen Felder hinein.

Dieser Herzhaftigkeit halber gewann der Hauptmann der Räuber Wilhelmen sehr lieb, und ernannte ihn zum Ersten nach ihm. Wilhelm fühlte sich durch diese Auszeichnung sehr geschmeichelt, und bestrebte sich, durch neue Laster, ihrer recht würdig zu werden. Morden und Rauben wurde ihm auf diese Weise zur andern Natur.

O! hätte er früher sich so ernstlich auf Verbesserung und Ausrottung seines Fehlers verlegt, als wie hier auf das Thun und Treiben seiner Umgebung, gewiß würde er seiner Leidenschaft Herr geworden, und nicht auf diese Abwege, aus denen ihn nichts mehr retten kann, gekommen seyn.

Oft vertrat er die Stelle des Hauptmanns, und zog daher an der Spitze der Räuber aus. Da war er auch wirklich der Erste unter ihnen, nicht blos dem äußern Range nach, sondern auch in That und Handlung. Er schonte Niemanden, und die heißesten Bitten und Beschwörungen unglücklicher Wanderer fanden bei ihm ein taubes Ohr. Allge-

mein war er daher in der Gegend gefürchtet, und sein Name war ein Schrecken von Jung und Alt. Er hieß im Munde des Volkes nur „des Teufels Spießgeselle" und man bekreuzte sich, wenn sein Name zufällig Jemandem über die Lippen fuhr.

Eines Tages lauerte er ganz alleine auf der nahen Landstrasse, um irgend einen Vorübergehenden auszurauben. Da zog ein Reisender vorüber, gut gekleidet, bei dem er daher auch Geld vermuthete. Mit Ungestüm fuhr er auf ihn zu, setzte ihm die Pistole auf die Brust, und foderte seine Geldbörse ab. Der Mann gab sie ihm, fügte aber die verhängnißvollen Worte hinzu: „Nimm das Geld; es ist der kleine Ertrag, den ich aus meinen Geschäften in der Stadt erhielt. Es sind Blutpfennige, sauer errungen. Dir aber werden sie wie Feuer auf der Seele brennen! Lasse es aber, junger Mensch, deine letzte Schandthat seyn! Kehre um auf die Bahn des Guten! Noch ist es Zeit, noch kannst du ein brauchbares Glied der menschlichen Gesellschaft werden. Hat dich aber einmal die Hand der Gerechtigkeit ergriffen, dann verfällst du ihrem Schwerte, und bist hier, und vielleicht auch dort auf ewig verloren."

Diese Worte sprach der Fremde im herzlichsten Tone; Wilhelm aber war schon ganz abgestumpft in seinem Innern; die Stimme des Guten machte keinen Eindruck mehr auf ihn, ja er ärgerte sich sehr darüber, und schrie: „Elender Wurm! dessen Leben in meiner Macht liegt, was willst du mich korrigiren? Da, nimm deinen Lohn für deine Fre-

velthat!" — Und mit diesem Ausrufe warf er ihn zu Boden, und eilte davon. Der arme Wanderer ward durch den Fall so beschädigt, da er gerade auf die Schläfe fiel, daß er schnell seinen Geist aufgab.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ein Überfall auf die Räuber und dessen Folgen.

Wilhelm hatte einige Jahre bereits in dieser Räuberbande zugebracht, und Verbrechen auf Verbrechen gehäuft, ohne daß sein Gewissen dadurch sich regte. Denn dieß war ganz durch den lockenden Ruf des Bösen übertäubt.

Die Räuberbande hatte die ganze Gegend umher unsicher gemacht, so daß beinahe kein Reisender sich getraute, diesen Weg zu gehen. Und doch war es eine bedeutende Handelsstrasse, die gerade in der Nähe des Räubernestes vorüberführte, und Ordnung und Sicherheit auf ihr höchst nothwendig. Der regierende Fürst bot daher eine bedeutende Militairmacht seines Landes auf, die Räuberhöhle auszuspüren und ihrem schändlichen Handwerke ein Ende zu machen.

Lange stellte die gut bewaffnete Mannschaft Nachstellungen an, aber vergebens. Sie konnte der Räuber nicht habhaft werden. Endlich aber traf ein glücklicher Zeitpunkt ein.

Eines Tages hatten sich nämlich die Räuber, keine Gefahr ahnend, etwas zu weit aus ihrem Hinterhalte heraus ins offene Freie gewagt. Denn kaum waren einige hundert Schritte von ihnen zu-

rückgelegt, so fielen ihnen die bisher versteckten, bewaffneten Soldaten in den Rücken. Es entstand ein blutiges Gefecht. Die Räuber fochten wie wüthende Löwen; besonders Wilhelm haute grimmig auf seine Feinde ein. Allein sie mußten dennoch der Tapferkeit der Soldaten erliegen. Ihr Anführer fiel von einer Kugel zerschmettert; mehrere andere theilten sein Schicksal, und der übrige Theil der Räuber, mit ihm auch Wilhelm, ergriffen, da sie nichts mehr helfen konnten, die Flucht, und es ward ihnen da noch schwer, mit heiler Haut in ihre Schlupfwinkel zu gelangen.

„Das war ein arges Blutbad, riefen einstimmig die Räuber, und sanken ermüdet auf die Erde nieder, — das hat Mühe und Schweiß gekostet!"

„Memmen! die ihr seyd! — sprach Wilhelm, der ganz unversehrt geblieben war und sich an einen Baum lehnte, — ein kleiner Scharmützel war es, sonst nichts! — Doch laßt uns vielmehr auf unsere fernere Sicherheit bedacht seyn! Hier können wir nicht bleiben; denn leicht kann man auf unsere Spur kommen, um so eher, da Einer von unsern Leuten von den Soldaten gefangen wurde. Wir müssen in eine andere Gegend wandern!" —

„Ja! in eine andere Gegend wandern! — schrien alle, und du als der Kühnste und Tapferste von uns, sey unser neuer Hauptmann!" —

„Ich nehme mit Freuden diese Ehre an, sprach Wilhelm, und will mich ihrer würdig zeigen. Doch wohin wollen wir ziehen? Ich halte es für das Beste, wenn wir unsern neuen Wohnsitz in der

Nähe meines Geburtsorts aufschlagen. Dort gibt es auch viele Wälder und Höhlen, und ist mir die ganze Gegend genau bekannt. Dort kann ein sicherer und recht einträglicher Aufenthalt für uns werden."

Die übrigen Räuber nahmen den Vorschlag willig an, und schon am folgenden Tage wurde aufgebrochen.

Nach einiger Zeit war Wilhelm mit seiner Bande in der Nähe seines Geburtsortes angekommen. Man ließ sich in den dortigen Wäldern nieder, und fand in ihnen recht bequemen Aufenthalt. Das Räuberhandwerk wurde auch hier auf gleiche Weise fortgesetzt. Wilhelm scheute sich nicht, neue Schandthaten zu begehen, Reisende zu plündern, und sonst zu morden. Er fürchtete nicht die Rache des Himmels, die lange schläft, aber endlich doch erwacht, und furchtbar ihre Geißel schwingt.

Und so sicher sich auch die Räuber hier in ihrem neuen Aufenthalte hielten, und über ein Jahr lang ihre Schandthaten ausübten, — das verdiente Strafgericht brach zuletzt doch auf sie herein.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein neuer Überfall. — Wilhelm wird gefangen.

Die Räuberbande war in dieser Gegend lange ein Gegenstand des Entsetzens und Schreckens geworden. Die Regierung des Landes wandte alle Mittel an, dem Uebel zu steuern; allein vergebens. Man konnte immer ihren eigentlichen Aufenthalt nicht recht herausbringen.

Endlich war es aber ein paar Landleuten gelungen, die eines Abends einigen Räubern leise nachschlichen, sich im tiefsten Dunkel des Waldes verbargen, und bald ihre Höhle gewahr wurden, in die Einer nach dem Andern einzog. Schnell begaben sich die beiden Landleute wieder zurück, und machten bei ihrer Ortsobrigkeit sogleich davon Anzeige. Diese berichtete die Sache an die Regierung des Landes, und sogleich wurden Soldaten in großer Anzahl beordert, die Räuber in der bezeichneten Höhle zu überfallen.

Eines Morgens früh saß die ganze Bande froher Laune in ihrer Höhle, mit Saufen und Singen sich unterhaltend. Es war gerade Wilhelms Geburtstag; die Räuber gratulirten ihm auch, und wünschten ihm, noch viele Jahre lang recht guten Raub zu machen und ihr tapferer Hauptmann zu bleiben. Bei diesem Wunsche aber ward dem Hauptmann nicht ganz wohl zu Muthe, eine schwere, düstere Ahnung bemächtigte sich seiner Seele, als ob dieß seine letzte Lebensstunde wäre. Die Räuber merkten es ihm wohl an, suchten ihm aber durch kurzweilige Gespräche die Grillen zu vertreiben.

Da vernahmen sie plötzlich Rossegetrappe vor der Höhle, mehrere Schüsse fielen, und ehe sie sichs versahen, waren sie rings von Soldaten umzingelt. Die Räuber sprangen auf, ein blutiger Kampf entstand, in welchem aber die ganze Bande, bis auf Wilhelm, der sich durch Flucht zu retten wußte, gefangen wurde.

Gebunden und gefesselt wurden die schändlichen Räuber den Händen der Gerechtigkeit überliefert, und erlitten die verdiente Strafe. Wilhelm aber irrte mehrere Tage herum, und kam endlich spät Abends in einem Gasthofe an. Hier kehrte er ein, und ließ sich, um seinen Unmuth zu verscheuchen, eine Bouteille Wein nach der andern vorsetzen, bis er so betrunken war, daß er vom Stuhle fiel und ins Bett getragen werden mußte. Er hatte eine besondere Schlafkammer verlangt, die ihm auch eingeräumt wurde. Dem Gastwirthe kam sein trunkener Gast verdächtig vor; er betrachtete ihn nochmals genau, und fand seine Züge ganz übereinstimmend mit der Beschreibung, die man von dem furchtbaren Räuberhauptmanne machte. Wie ein Blitz fuhr ihm daher der Gedanke durch den Kopf, daß dieß gewiß der schreckliche Unhold sey.

Der Gastwirth getraute sich jedoch nicht, mit seinem Hausknechte über das Scheusal herzufallen. Denn man kannte seine gewaltige Stärke, die es mit fünfen aufnehme und glaubte, daß er gegen Schuß und Stich eine undurchdringliche Brust habe. Er beschloß daher, die muthigsten Nachbarn zusammenzuberufen; nahm aber vorher dem Räuber seine Flinten und Pistolen leise hinweg.

Hierauf ging er in die Nachbarshäuser, und versammelte zwölf starke Männer um sich, die alle gut bewaffnet, und bereit waren, den furchtbaren Räuber gefangen zu nehmen.

Leise schlich man sich hinauf in seine Schlafkammer; doch als man darin war, erhob man auf

einmal Lärm. Wilhelm fuhr auf, wollte schnell nach seinen Waffen greifen, die er stets vor seine Lagerstätte hingelegt hatte; allein er vermißte sie. Da hob er schnell einen der naheſtehenden hölzernen Stühle empor, und fuhr mit demſelben auf die Menge los. Doch die Männer waren auch nicht faul, und ſtellten ſich tüchtig zur Gegenwehr. Ja ein paar von ihnen fielen ihm in den Rücken, und riſſen ihn gewaltig zu Boden. Da liefen ſchnell ein paar Andere hinzu, und knebelten ihn, während wieder Andere ihm Hände und Füße ſo feſt zuſammenbanden, daß er ſich nicht bewegen konnte. So wurde er nun auf einen Wagen gelegt, und im Triumphe in den nächſten Ort geführt, wo der Richter ſich befand.

Es war ſein Geburtsort, der Morgen gerade angebrochen, und alles ſtrömte herbei, das Ungeheuer zu ſehen; allein die tiefſte Beſtürzung ergriff jeden Zuſchauer, als man in ihm den Sohn des braven Kaufmanns Gutmann gewahrte, deſſen Andenken noch Allen heilig war. Der Zug ging vor ſeinem älterlichen Hauſe vorüber; er erkannte es nicht. Wohl aber erkannte ihn ſeine Schweſter Wilhelmine, die gerade am Fenſter ſtand, und vor Schreck in die Erde ſinken wollte, als ſie ihren Bruder, als gefangenen Räuberhauptmann erblickte.

Er ward ſogleich in den tiefſten Kerker geworfen, und ihm der Prozeß gemacht.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Wilhelm vor seinem Richter.

Noch an demselben Tage mußte Wilhelm vor seinen Richter treten. Er erschien mit blassem, verstörten Gesichte, mit niedergeschlagenen Augen, die er lange nicht aufzuschlagen sich getraute.

Erst, als er die Anrede des Richters hörte und ihm da eine bekannte Stimme in die Ohren zu klingen schien, hob er seine Blicke empor, und erblickte in der Person des Richters seinen ehemaligen Gespielen Adolf.

Dieser hatte nämlich während seiner Hofmeisterjahre beim Grafen Felseck sich dessen volle Gunst erworben; nach Vollendung dieser Laufbahn hielt es der edle Graf für seine Pflicht, für eine gute Versorgung Adolfs sich zu bemühen. Da gerade damals auf seinen eigenen Gütern die Stelle eines Amtmanns frei wurde, die ein gutes Auskommen gewährte, so trug er ihm diesen Posten an, und Adolf übernahm ihn mit Freuden. In diesem neuem Amte hatte er nun die Kriminalgerichtsbarkeit im ganzen Bezirke auszuüben.

Wilhelm erschrak, als er Adolf vor sich sah. Es fielen ihm die Mißhandlungen alle ein, die er ihm in früheren Jahren zugefügt hatte, und er glaubte, nun würde sich Adolf als sein Richter furchtbar an ihn rächen. Allein das konnte auch nur Wilhelm glauben, der selbst ein böses Gemüth besaß, und an Adolfs Stelle es wohl gethan haben würde. Aber dieser, ein wahrhaft guter Mensch, dachte an nichts Weniger, als an Rache. Seinem

Herzen that es vielmehr unendlich wehe, nun als strenger Richter gegen seinen ehemaligen Kameraden auftreten zu müssen. Noch nie wurde ihm, seit dem Antritte seines Amtes, die Erfüllung seiner Pflicht so sauer, als eben jetzt; hätte er es mit dieser vereinbaren können, Niemanden würde es eine größere Lust gewesen seyn, den Unglücklichen zu befreien, als eben dem guten Adolf. Allein dieß konnte, dieß durfte er nicht. Wilhelms Verbrechen waren zu groß, sie lagen zu klar am Tage, das Gesetz sprach sich zu deutlich gegen sie aus, als daß auf irgend eine Weise eine Rettung des Verbrechers möglich gemacht werden konnte.

Darum suchte Adolf, ohne seine Pflicht zu verletzen, wenigstens durch Milde in seinem Untersuchungsverfahren den Zustand des armen Verirrten zu erleichtern. Mit der möglichsten Schonung und Milde hielt er ihm seine Verbrechen vor, stellte die erfoderlichen Fragen an ihn, um ihn zu einem reuevollen Eingeständniß zu bewegen. Allein der böse Wilhelm läugnete alles; er blieb kalt und verstockt, und konnte durch kein Mittel zu einem Eingeständnisse bewogen werden.

Er glaubte dadurch sich zu retten. Mehrmals wieder in den Kerker gebracht, und wieder vorgeführt vor seinen Richter, blieb er jedesmal verstockt und gestand nichts ein. Doch was er hoffte, dadurch Freisprechung zu erhalten, erfolgte nicht. Seine Verbrechen waren zu sehr erwiesen, und alles Läugnen konnte nichts fruchten. Sein Eingeständniß war daher gar nicht nöthig.

Nach einer halbjährigen Untersuchung erfolgte sein Urtheil, welches dahin lautete, daß er, vieler Räubereien und Mordthaten überwiesen, zum Tode verurtheilt sey, und durch das Schwert hingerichtet werden solle. Nach Verlauf von drei Tagen sollte das Urtheil vollzogen werden.

Adolf, als Richter hatte ihm das Urtheil bekannt zu machen. Er wurde vorgeführt; der Aktuar verlas es ihm, und Adolf nahm einen Stab, brach ihn, und warf ihn dem Verurtheilten vor die Füße. Das war eine schwere Pflicht seines Richteramtes für ihn; beim Brechen des Stabes brach ihm beinahe sein eigenes Herz, denn es galt ein Menschenleben, und noch dazu das seines ehemaligen Kameraden.

Wilhelm hörte sein Urtheil mit einem gewissen inneren Schauder; denn er hatte es nicht erwartet. Aber bei allen dem blieb er noch immer verstockten Herzens und zeigte kein deutliches Zeichen der Reue.

Er wurde in seinen Kerker wieder zurückgeführt. Nach einiger Zeit öffnete sich die Thüre, und der Amtmann trat herein, den Wilhelm mit staunenden Blicken ansah. „Fürchtet euch nicht! rief Jener aber mit sanfter Stimme, ich komme jetzt nicht als euer Richter zu euch, sondern als euer Jugendfreund. Was ihr mir einst Böses zugefügt, ich habe es schon längst vergessen, und hätte ich euch retten können, glaubt mir, nichts auf der Welt würde ich lieber gethan haben. Allein die Gesetze bestimmen, und der Richter darf nichts an ihnen ändern. Nicht sein Wille gilt, sondern der des Gesetzes.

Eure Thaten unterlagen keinem Zweifel; der klare Buchstabe des Gesetzes sprach über sie das Verdammungsurtheil. O theurer Wilhelm! wüßtet ihr, wie schwer mir dießmal die Erfüllung meines Amtes wird, ihr würdet Mitleiden mit mir haben, und einsehen, daß ein Theil der Strafe auch auf mein Herz zurückfällt. Aber das Schrecklichste bei der Sache ist eure Verstocktheit, die Halsstarrigkeit eures Herzens; die Finsterniß eurer Seele, die, wie aus eurem ganzen Benehmen sich ergibt, ihre Verirrungen und Laster gar noch nicht einsehen, gar nicht zur Erkenntniß ihrer inneren Verdorbenheit kommen will. O geliebter Wilhelm! Freund meiner Jugend! komme doch zu dir selbst! Haben auch die schändlichsten Laster dein moralisches Gefühl ganz abgestumpft und verhärtet, haben sie dein Herz mit einem eisernen Panzer umzogen, ich will mit aller Gewalt an ihm reissen, die undurchdringlichste Decke durchbrechen, und mit Flehen und Bitten dich in den innersten Grund deiner Seele, in den Spiegel schaudervoller Wahrheit blicken lassen. Geliebter Wilhelm! Freund meiner Jugend! bedenke, der irdische Richter hat dich verdammt. Dein Leben auf dieser Welt ist verloren. Aber den reuigen Sünder, den bußethuenden Verbrecher nimmt Gott der Herr wieder zu Gnaden auf. Verscherze daher dein ewiges Leben nicht! Bedenke das Schreckliche, auf ewig ausgeschlossen zu seyn von der Gemeinschaft der Seelen, verurtheilt zu seyn zu ewiger Verdammniß. Inniggeliebter Wilhelm! ich bitte, ich beschwöre dich! Gehe in dich! Ich will dir den

Pfarrer des Orts rufen lassen. Er ist ein ehrwürdiger Gottesmann! er möge mit dir beten, dich vorbereiten auf den Weg zur Ewigkeit, den du in wenigen Tagen zu betreten hast!"

So sprach Adolf zum Freunde; aber dieser wollte noch immer sich nicht bekehren, und sah kalt und starr auf den Boden nieder. Der Amtmann entfernte sich wieder unverrichteter Sache, mit tiefbeklommenem Herzen.

Die Nachricht von der Verstocktheit des Verbrechers hatte sich bald in dem ganzen Orte verbreitet, und allgemeine Sensation erregt. Auch Wilhelms Schwester hatte es erfahren, und wenn der Schmerz über die Hinrichtung ihres Bruders sie schon erschütterte, so mußte der Gedanke an sein unbußfertiges Betragen ihr Herz noch mit tausend Dolchen durchschneiden. Sie fand keine Ruhe und Rast; sie konnte den Gedanken nicht ertragen, daß ihr Bruder, unversöhnt mit seinem Gotte, aus der Welt scheiden solle, und entschloß sich daher, selbst einen entscheidenden Schritt zu thun.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Wilhelms Schwester bittet für ihren Bruder.

Es war der Tag vor der Hinrichtung, und alle Vorkehrungen wurden bereits dazu getroffen, als schon ganz in der Frühe des Morgens Wilhelms Schwester, sich bei dem Amtmanne melden ließ, um ihn einige Augenblicke sprechen zu können.

Der Amtmann bewilligte sogleich ihre Bitte, und Wilhelmine trat herein todtenbleich, mit nassen

Augen und in schwarzen Trauerkleidern. Sie blieb in einiger Entfernung an der Thüre stehen, und konnte anfänglich vor Weinen kein Wort hervorbringen. Ihr Aussehen gewährte einen so traurigen Anblick, daß Niemand sie erblicken konnte, ohne zu weinen.

Der Amtmann hieß sie näher treten, und reichte ihr einen Stuhl mit den Worten: „Ich bedaure Sie sehr! Setzen Sie sich zu mir! Sie kommen wohl für das Leben Ihres Bruders zu bitten; allein das ist vergebens!"

„Ich weiß das leider! sagte Wilhelmine, sonst würde ich, wenn nur noch ein Fünkchen Hoffnung von Rettung da wäre, nicht von meinen Knieen aufstehen, bis ich ihn gerettet hätte. Allein da dieß nun einmal unmöglich ist, so will ich eine andere Bitte vorbringen. Wie man allgemein hört, will mein unglücklicher Bruder sich nicht bekehren. Das ist aber noch schrecklicher, als Henkertod! Deßhalb bitte ich nur, um Aufschiebung der Vollziehung des Urtheils, auf so lange, bis er sich bekehrt hat. Ach! eine unsterbliche Seele ist ja das Kostbarste auf Erden! Meine Aeltern würden im Grabe sich nochmals umdrehen, wenn sie zu den ihnen schon bereiteten Jammer, auch diese Schreckensbothschaft vernehmen sollten."

„Theure Mademoiselle, sprach der Amtmann, Ihres Bruders Stunden sind gezählt; sein Urtheil ist vom Landesherrn unterzeichnet; ich kann den Augenblick seines Todes nicht weiter hinaus rükken."

„Nun

„Nun denn, sagte Wilhelmine, so sey es! Ich hoffe, Gott wird mir die Gnade verleihen, das verstockte Herz meines Bruders doch zu erweichen. So erfüllen Sie mir nur noch die eine Bitte, wenn mein Bruder sich bekehrt, und reumüthig seinem Tode entgegen geht, gestatten Sie wenigstens, daß sein Herz neben dem seiner Aeltern ruhen dürfe, da sein Leichnam nach den Gesetzen doch nicht in geweihter Erde begraben werden darf."

„Es ist zwar ein eigenes Verlangen, sprach der Amtmann, das Sie hier an mich stellen. Doch hoffe ich die Erlaubniß hiezu auszuwirken."

„Nun denn, so helfe mir Gott! — sprach Wilhelmine, und leihe meinen Worten Donnerkraft, das Herz meines Bruders zu rühren. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Lassen Sie mich gleich, lieber Herr Amtmann zu ihm ins Gefängniß!"

„Bleiben Sie nur ein wenig noch da! sprach der Amtmann, Sie sind ganz erschöpft. Ich will etwas Erfrischung bringen lassen. Sie brauchen Kraft zu dem wichtigen Geschäfte, das Sie vorhaben."

Wilhelmine sagte: „Die Liebe zu meinem Bruder, die Sorge für sein Seelenheil, vor allen der Beistand des lieben Gottes werden mir Kraft geben. Irdischer Speisen bedarf ich nicht."

„So nehmen Sie wenigstens ein Glas Wein zur Stärkung!" — sprach der Amtmann, und klingelte, worauf ein Bedienter Wein brachte.

Wilhelmine trank ein Gläschen, und aß ein paar Bissen Brod. Hierauf aber entfernte sie sich;

denn sie hatte keine Ruhe, bis sie wegen des Seelenheils ihres Bruders außer Sorge seyn konnte.

Der Kerkermeister wurde gerufen, und erhielt von dem Amtmanne Befehl, Wilhelminen zum Gefangenen zu führen, die noch beim Abschiede mit Thränen in den Augen dem Amtmanne für seine Güte dankte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Wilhelms Bekehrung und Hinrichtung.

Wilhelmine ging mit dem Kerkermeister in ihres Bruders Gefängniß. Unterwegs besprach sie sich mit ihm, und hörte, daß er leider! noch immer nichts von Buße wissen wolle. „Aber, setzte der Kerkermeister gutmüthig hinzu, glaubt mir, liebes Jüngferchen, euer Anblick wird ihn rühren. Gewiß eure Bitten müssen sein Herz erweichen, und wenn es wirklich von Stahl wäre.“

Wilhelmine stand nun an der Gefängnißthüre; mit klopfendem Herzen und bebenden Knieen trat sie hinein, und entsetzte sich, als sie ihren Bruder erblickte, der todtenbleich und mit fürchterlichem Barte und verwilderten Haaren an einem schweren eichenen Tische saß, an den seine Füße mit Ketten angeschlossen waren. Sie konnte vor Schrecken kein Wort hervorbringen. Wilhelm aber schrie laut auf, als er sie sah: „Meine Schwester!“ und verbarg sein Gesicht in seine Hände, sank auf den Tisch, und redete kein Wort mehr.

Wilhelmine fiel ihm zu Füßen, und rief mit schluchzender Stimme: „Lieber Bruder! Wende

dich nicht von mir! Sieh mich an! Ich will dir nicht den geringsten schwesterlichen Vorwurf machen. Es ist wahr, die Schande deiner Hinrichtung fällt auch auf mich zurück. Unser ehrbarer Familienname ist auf ewig gebrandmarkt, aus der Liste der bürgerlichen Gesellschaft ausgestrichen! Jeder Mensch wird mit Fingern auf mich deuten, das ist die Schwester eines hingerichteten, scheußlichen Verbrechers. Doch das ist alles irdische Ehre! Mag diese auch verloren gehen; ich will gerne diesen Verlust ertragen. Mir ist es nur um das Ewige zu thun. Dein Seelenheil liegt mir am Herzen. Deshalb bin ich da, dich zu bitten und zu beschwören, doch deine Seele zu retten von dem ewigen Verderben. O theurer Bruder! Gedenke unserer Jugendjahre! gedenke der frommen Lehren, die uns der würdige Schloßkaplan gab. Ist denn alles Gefühl in dir erstorben? Hast du ganz vergessen, daß ein Gott über den Sternen lebt, der schrecklich ist in seiner Strafe, aber auch unendlich in seiner Gnade und Liebe? der seinen Sohn zur Welt gesandt hat, uns zu erlösen, und durch den Glauben an seine Lehre und seinen Tod auch den schrecklichsten Verbrecher mit Gott versöhnt, seine Sünden weiß wäscht, und wenn sie blutig roth waren, wie Purpur, ihn auf ewig in seinen Vaterschooß aufnimmt. Ja die heilige Schrift sagt uns sogar: „Der Himmel freut sich über einen gebesserten Sünder mehr, als über neun und neunzig Gerechte!“

Wilhelm antwortete nicht; er verbarg noch immer sein Gesicht vor ihr, und blieb damit und mit

seinen verschlungenen Armen auf dem Tische liegen und sah sie nicht an.

Wilhelmine merkte aber, daß er heimlich schluchze und weine, sie fuhr daher fort: „Theurer Bruder! ist dein Herz denn ganz von Stein? Kann nichts dich rühren, nicht einmal der Gedanke an deine Aeltern, die doch eigentlich der Schmerz um dich ins Grab gebracht hat. Sie haben dir zwar nicht geflucht, aber im Grabe würden sie sich umdrehen, wenn sie jetzt dein verstocktes Sünderherz erblicken könnten. O willst du des großen Vergnügens dich verlustig machen, wenigstens in einer andern Welt dich mit ihnen aussöhnen zu können? Sie leben bereits im Reiche der Seligen. Willst du ihnen dort noch den Schmerz bereiten, dich als unbußfertigen Sünder im Reiche der Verdammniß zu sehen? O ihr heißes Flehen wird gewiß täglich dort zu Gottes Thron gestiegen seyn, für das Heil deiner Seele. Es ist ein Leichtes, ihre Bitten in Erfüllung zu bringen. An dir liegt es allein! Es bedarf nur eines kräftigen Entschlusses, dich aufzurichten am Kreuze des Herrn, und die Macht des Teufels in dir zu besiegen. Muthig, geliebter Bruder! Wirf sie von dir die Ketten des Satans, wirf dich in die Arme des Herrn, der für alle Sünder gestorben und durch seinen Kreuzestod allen das ewige Leben bereitet hat."

Wilhelm richtete sich mit einem tiefen Seufzer langsam auf; er sah seine Schwester lange mit scheuen Blicken an, ihre religiösen Worte waren ihm tief in die Seele gedrungen, und endlich brach er

in laute Schmerzenstöne aus, und erklärte mit reumüthigen, tiefzerknirschtem Herzen, daß er sich in Gott bekehren wolle. „Ich dachte immer, setzte er dabei hinzu, wenn ich kein Zeichen von Buße an mir blicken lasse, so werde man mich nicht hinrichten; denn der Tod ist mir nach einem solchen Leben etwas Entsetzliches. Aber nun sehe ich meinen Irrthum ein, und will gerne sterben — und bußfertig sterben."

Wilhelmine war vor Freuden außer sich; er aber weinte und schluchzte, daß er kaum reden konnte. Nach einer Pause bath er endlich, ihm einen Geistlichen zu schicken, um ein reumüthiges Bekenntniß seiner Sünden ablegen zu können.

Sein Wille wurde sogleich vollzogen. Der Geistliche des Orts wurde geholt. Wilhelmine entfernte sich, und blieb, während der Priester bei Wilhelm war, in der Stube des Kerkermeisters, wo sie ohne Unterlaß betete, daß ihr Bruder doch wahre Buße thun möge.

Wilhelm besprach sich über eine Stunde mit dem Seelsorger; er legte ein offenes, reumüthiges Sündenbekenntniß seines ganzen Lebens ab. Die Zeichen der Reue, und wahren bußfertigen Sinnes sprachen sich in allen seinen Zügen aus, und man sah es deutlich, daß es ihm wahrhaft von Herzen ging.

Als der Geistliche in die Stube des Kerkermeisters kam, sprach er zu Wilhelminen: „Seyd getrost! ich hoffe, Euer Bruder wird nun selig sterben! er hat sich vollkommen bekehrt. Er will noch

heute das heilige Abendmahl empfangen, und wünscht, daß auch Ihr dabei zugegen seyn möget."

Wilhelmine fand eine himmlische Beruhigung in diesen Worten, und zerfloß in Thränen eines rührenden Dankgebetes.

Als der Geistliche sich entfernt hatte, bath Wilhelm in seinem Kerker den Kerkermeister, doch den Amtmann zu ersuchen, ein wenig zu ihm zu kommen. „Ich möchte ihm gerne abbitten, fügte er hinzu, und nun meine Missethaten einbekennen."

Der Amtmann kam sogleich, und Wilhelm sprach mit Thränen in den Augen: „Freund meiner Jugend! — wenn ich anders als schändlicher Verbrecher diesen Namen gegen dich aussprechen darf, verzeihe mir die Beleidigungen, die ich dir schon als Knabe zugefügt. Gott hat selbst sein Strafgericht dafür an mir gehalten. Denn während er dich Rang und Glück erlangen ließ, hat er mich in den Abgrund des tiefsten Elends geschleudert, als Abschaum der Menschheit mich in die schandvollsten Verbrechen stürzen lassen. Recht zu meiner Demüthigung, aber auch zugleich zur Belehrung, hat er dich zu meinem Richter bestimmt, zum Vollzieher seiner göttlichen Befehle. Reumüthig bitte ich dich nun auch um Verzeihung, daß ich dich als Richter noch so lange belogen, und dir dadurch so viele Mühe und Arbeit gemacht habe. Ich thörichter Mensch meinte, man könne mich nicht verurtheilen, so lange ich nichts eingestehe. Allein ich sehe nun wohl, daß diese Meinung irrig war, und daß ich dabei nichts gewann, sondern mir nur größere Lei-

den zuzog. Ich bekenne jetzt, daß ich alle Missethaten, deren ich beschuldigt wurde, wirklich begangen habe. Das Urtheil ist gerecht und wahr; ich verdiene den Tod!"—

Der Amtmann war von diesem reumüthigen Bekenntnisse sehr gerührt, ließ es von dem Aktuar kurz zu Papier bringen, bot dann dem bekehrten Sünder mit Herzlichkeit die Hand, sprach ihm Trost und Muth zu, und entfernte sich.

Einige Zeit darauf kam der Seelsorger wieder, um dem Delinquenten das heilige Abendmahl zu ertheilen. Auch Wilhelmine und der Kerkermeister waren gegenwärtig. Wilhelms Aussehen war nun ganz verändert. Sein Blick war heiterer und eine gewisse Friedensruhe leuchtete aus seinem Gesichte; der lange Bart war ihm auch abgenommen, und ein Kleid von Leinwand, das sogenannte Armer-Sünderhemd bedeckte seinen Körper.

Mit freudiger Rührung streckte er der eintretenden Schwester die Hand entgegen, und sprach: „Der liebe Gott hat mir, wie ich hoffe, meine Sünden verziehen. Verzeihe auch du mir, was ich dir Böses zugefügt habe! Verzeihe mir, daß ich deinem Namen Schande bringe, und mein Andenken für dich immer nur ein Trauriges seyn kann. Alles reut mich von ganzem Herzen. Verzeihe deinem unglücklichen Bruder!"

Wilhelmine konnte nicht sprechen; aber eine stumme, herzliche Umarmung war die sprechendste Antwort.

Wilhelm empfing hierauf aus den Händen des Geistlichen das heilige Abendmahl. Es war ein rührender, feierlicher Auftritt; Wilhelm sank auf die Kniee, und war ein Muster der Andacht. Auch Wilhelmine und der Kerkermeister knieten nieder, heilige Stille herrschte, und der Geist Gottes schien unsichtbar auf den Betenden zu ruhen. Denn kaum wird je in einem Kerker mit größerer Inbrunst gebetet worden seyn, als hier.

Die Nacht über schlief Wilhelm ruhig und sanft. Am folgenden Tage ganz in der Frühe schlug die Stunde seiner Hinrichtung. Der Seelsorger trat zu ihm herein, mit dem Bilde des Gekreuzigten in der Hand. Wilhelm küßte es, mit den Worten: „Sey mir gnädig, göttlicher Erlöser! Hier sehe ich dich noch im Bilde! O möchte ich dich bald von Angesicht zu Angesicht sehen! In deine Hände empfehle ich meinen Geist!“

Die Gerichtspersonen kamen nun, und führten ihn hinab in den Hof, wo er auf einem Wagen hinaus zum Richtplatz geführt wurde. Er sah todtenblaß aus, zeigte aber doch vielen Muth. Das Bild des Gekreuzigten hielt er in den gebundenen Händen, der Geistliche saß vor ihm, still mit ihm betend.

Eine ungemeine Menschenmenge füllte die Strassen des Orts, und die Fenster an den Häusern, vor denen der Zug vorüberging; auch auf dem Richtplatze war Alles mit Menschen übersät. Wilhelms Schwester befand sich in der Kirche; sie konnte das blutige Schauspiel nicht mit ansehen,

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

und betete daher zu Gott, daß er ihrem Bruder seinen Beistand beim Sterben nicht versagen möge.

Der Weg führte auf dem Gottesacker vorbei, auf welchem Wilhelms Aeltern begraben lagen. Bitterlich weinte er, als er ihn erblickte. Er bath die Gerichtspersonen, ihm zu erlauben, auf einige Minuten den Gottesacker besuchen zu dürfen. Seine Bitte ward ihm gewährt. Der Geistliche ging mit ihm hinein und zeigte ihm das Grab seiner Aeltern. Er stürzte auf dasselbe hin, blickte zum Himmel und unaufhaltsam flossen jetzt seine Thränen auf den Hügel derer, die ihn einst so unaussprechlich liebten. Fünf Minuten lag er auf dem Grabe, küßte es und rang mit dem tiefsten Schmerze. Er sprach kein Wort und nur mit Mühe konnte man ihn von dem Platze wegreissen.

Angelangt auf dem Richtplatze betete er mit wahrer, inniger Andacht. Hierauf wurde nochmals sein Urtheil öffentlich verlesen, und er sprach: „Das Urtheil ist gerecht! ich habe den Tod verdient! Ihr alle, — wandte er sich dann an die umstehenden Zuschauer, ihr alle, die ihr hier seyd, betet für mich, und verzeihet mir, wenn ich den Einen oder den Andern früher beleidigt habe. Gott wird auch euch verzeihen, wie er mir ein gnädiger Richter seyn möge. In Jesu Hände befehle ich meinen Geist.“ Seine Worte gingen den Leuten tief zu Herzen. So groß seine Schandthaten waren, so hatte doch seine tiefe, innige Reue aller Mitleid erregt.

Der Scharfrichter that hierauf seine Pflicht. Sein Schwert blitzte, und der Kopf war mit dem ersten Schlage vom Rumpfe.

Das Volk sah mit stummen Entsetzen zu. Der Geistliche, den diese Scene tief angegriffen hatte, sprach nach einer Pause der Erholung, von der Richtstätte aus, folgende Worte an die Menge:

„Der Gerechtigkeit ist nun ein Opfer gefallen. Ein junger Verbrecher sank hin in der Blüthe seiner Jahre. Sein Leben war eine lebendige Leiter von Sünden und Leidenschaften. Mit Kleinem begann er, ging zu immer Größeren, bis er endlich ins höchste Verderben sank. O sie ist etwas Erschreckliches die Sünde! Ein kleiner Ball anfänglich, wird sie zur Lawine im Fortgange, und reißt dann Alles unwiderstehlich in den Abgrund hinab. Drum hüte sich Jeder gleich vor dem ersten Schritte. Hätte der nun Entseelte gleich seine erste Leidenschaft im Keime erstickt, würde er nicht so weit gekommen seyn. Der Zorn war es, aus dem Alle seine andern Sünden und Laster entsprangen. Schon als Knabe gegen Jeden aufgebracht, der ihm nur das Geringste that, konnte er auch als Jüngling sich mit keinem Guten vertragen, kam in schlechte Gesellschaften, ward Dieb, Mörder, Räuber. Grausenvolle Fortschritte, die eine einzige Leidenschaft zur Quelle haben!

O! meine Christen! Fliehen wir die Leidenschaft des Zornes als einen gefährlichen Feind, als einen Mörder unsers zeitlichen und ewigen Glücks. Prägen wir uns mit Flammenschrift die Worte des

göttlichen Erlösers ins Herz, der da sagt: „Nehmet mein Joch auf euch, und lernet von mir; denn ich bin sanftmüthig und demüthig vom Herzen; so werder ihr Ruhe finden für eure Seelen!" — Sanftmüthig und demüthig laßt uns seyn wie er! Stoßt uns ein Ungemach zu, mit Geduld wollen wir es ertragen! Beleidigt uns Jemand, gerne wollen wir ihm verzeihen, und denken, daß er es nicht so böse gemeint hat, wie wir meinen. Des Apostels Worte: Einer trage des Andern Bürde, komme nie aus unsrem Sinne. Dann werden wir alle wie Glieder eines Leibes leben, in Liebe und Eintracht, und einst auch Theil haben an den ewigen Freuden des Himmels. Amen!"

So sprach der Geistliche, und das Volk, seine Worte verstehend, ging mit manchem guten Vorsatze im Herzen auseinander.

Letztes Kapitel.

Adolfs glückliche Lage.

Die schnell geführte Untersuchung von Wilhelms Kriminalprozeß, die dabei entwickelten Kenntnisse erwarben unserm Adolf, als Untersuchungsrichter, die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten in hohem Grade. Er wurde bald auf eine höhere Stelle befördert; ja der Ruf seiner Kenntnisse und Rechtschaffenheit drang zu den Ohren des Landesfürsten, und es vergingen kaum einige Jahre, als dieser ihn zu dem ersten Minister seines Landes ernannte. Denn nur geschickte und redliche Leute wollte dieser Fürst um

sich haben, ihnen schenkte er sein volles Vertrauen, sie hielt er für die sichersten Stützen seines Thrones.

Adolf war als Minister ein wahrer Segensgott des Landes. Die stets geübte Sanftmuth und Milde zeigte er nun im überschwenglichen Maaße; Jeden, der ein Anliegen hatte, hörte er gerne an, suchte zu helfen, wo es möglich war, oder doch wenigstens durch milden Trost, durch guten Rath die Lage des Bittenden zu erleichtern. Besonders Arme und Nothleidende hatten an ihm einen Nährvater und Helfer; nicht nur gab er aus seinen eigenen Mitteln bedeutende Unterstützungen, sondern legte auch seinem Fürsten solche Pläne und Rathschläge vor, wodurch aus öffentlichen Staatsanstalten den Armen reiche Zuflüsse zu Theil und besonders viele nützliche Beschäftigungsanstalten errichtet wurden, so daß man von diesem Lande ohne Uebertreibung sagen konnte: „Es hatte kaum einige Armen."

Ein besonderes Geschäft machte sich der Minister des Landes daraus, die Lage desselben durch eigene Augen zu erforschen, weshalb er oft Visitationen anstellte, ja selbst ungekannter Weise da und dort einkehrte, und sich nach den Umständen der Unterthanen erkundigte. Von dieser Handlungsweise stehe unter andern hier eine Anekdote.

Der Minister kam einst auf einem Spazierritte durch ein Dorf. Er sah ein junges Bauernmädchen, das an einem Brunnen schöpfte, und Wäsche wusch. Es zeigte so viel Sittsamkeit in seinem Gesichte, und so viel Anstand in seinem Betragen, daß er es eine Zeitlang betrachtete. Er stieg vom

Pferde, trat näher zum Brunnen, und bat es um einen Trunk Wasser.

Sie reichte ihm solchen dar, wandte sich von ihm weg und vollendete schleunig ihre Wäsche. Adolf hielt noch immer den Krug in der Hand, und that, als wenn er sich nicht satt getrunken hätte.

„Ich bitte, sagte das Mädchen, daß ich den Krug mit mir tragen dürfe. Ich muß eilen; meine Mutter braucht mich; und ich kann nicht geschwinde genug bei ihr seyn."

„Sie hat noch eine Mutter?"

„Ja! mein Herr, ich bin so glücklich, und sie hat auf der ganzen Erde nur mich zur Unterstüzzung."

„Wo wohnt sie?"

„Dort unten. Sehen Sie das Haus unter dem Baume?"

„Das ist ja eine Hütte?"

„Eine Hütte? Mein Herr, es ist unsere Wohnung."

„Gut, mein Kind, ich will sie begleiten, und ihre Mutter kennen lernen. Die Mutter muß doch brav seyn, weil sie von ihrer Tochter so herzlich geliebt wird."

„O ja, ich liebe sie. Wenn ich ihr nur recht viel Gutes erweisen könnte."

Der Herr führte sein Pferd hinter sich am Zügel nach; und kam mit dem Mädchen zur Wohnung. Schon außer der Hütte hörte er die Seufzer der Mutter. Die Tochter öffnete die Thüre; „Mutter, rief sie beim Eintritte, da ist ein Herr,

dem ich zu trinken gegeben habe: er will dich sehen."

Gleich beim Anblicke der armseligen Hütte war der Herr gerührt, aber noch mehr war er es, als er ein altes krankes Weib auf einem halb verfaulten Strohbette liegen sah. „Armes Weib, sagte er, ich bedaure euch."

„Ach! mein Herr, erwiderte die Kranke, mein Zustand ist so lange nicht bedauernswerth, als ich meine Tochter habe, die ihn mir mit aller möglichen Sorgfalt zu erleichtern sucht. Sollten Sie's glauben, bald näht, bald strickt, bald spinnt sie für andere Leute, und Tag und Nacht arbeitet sie. Nur ihrer Anstrengung und fleißigen Wartung habe ich mein Leben zu verdanken. Gott segne sie! setzte sie mit Thränen hinzu; denn er ist ein Gott der Liebe."

„Brave Tochter, sprach der Minister, bleib sie ja immer so gut; folge sie ihrer Mutter, und der Stimme ihres unschuldigen Herzens. Nun höre sie: Mag sie nicht mit in die Hauptstadt kommen? Ich will sie dort glücklich machen."

„In die Hauptstadt? — fragte das Mädchen, und sprach nach einigem Besinnen: Nein Herr, meine Mutter verlasse ich nicht, nicht um alle Schätze der Welt."

„Sie war gewiß noch nie in einer Stadt?"

„O ja, ich habe schon ein Mal in einer Stadt gedient; aber da wurde mir es sauer."

„Wie das?"

„Die Frau war sehr hartherzig; und es blieben ihre Dienstmägde selten länger, als acht Tage.

Täglich mußte ich bis Nachts zehn und eilf Uhr arbeiten, in jeder Woche alle Zimmer auf den Knieen ausfegen, und ungeachtet ich dadurch meine Gesundheit unsäglich verdarb, hatte sie doch kein Mitleid und nannte mich immer eine liederliche Dirne. Ich mußte nicht nur alle Hausarbeit verrichten, sondern auch so viele Gänge den Tag über machen, daß ich mit dem ganz geringen Liedlohne nicht einmal den Schuhmacher bezahlen konnte; und wenn ich nur eine Kleinigkeit versah, polterte sie den ganzen Tag, oder gab mir Schläge. Die Frau hatte eine Tochter und einen Sohn. Sie betrugen sich aber so arg gegen mich, wie ihre Mutter. Darum hat der Dienstbot Kost und Lohn, sagten sie, wenn ich über ihren Uebermuth weinte. Ich hörte diese harten Reden an, und ob ich mich schon selten satt essen konnte, blieb ich doch so lange in diesem Dienste, bis meine Mutter krank wurde, und mich zu sich rief."

„Schwer ist es, antwortete Adolf, sehr schwer, wenn sich der Dienstbote alles gefallen lassen soll. Möchten doch die Frauen denken, daß ihre Mägde so gut, als sie, Menschen sind! Ist denn Gott nicht aller Menschen Vater? Thut eine Magd ihre Dienste treu und pünktlich, so hat sie gewiß so viel Werth, als eine Frau, die befiehlt, ißt und trinkt, Besuche macht, spazieren geht, oder zur Noth die leichtesten Hausgeschäfte auf sich nimmt. Ohne Beihülfe der Dienstboten würden wir ja alle Haus- und Feldarbeiten allein thun müssen. Und wie unartig kleidet erst das ungezogene Wesen junge Leute,

die noch nichts in der Welt sind, eine hohe Meinung von sich haben, und sich berechtigt glauben, Dienstboten grob behandeln zu dürfen! Kurz ein braver Dienstbote verdient alle Achtung, und soll nie mit Arbeiten überladen und noch weniger mißhandelt werden. Doch wieder zur Sache. Ich würde für ihre Mutter schon gesorgt haben, wenn sie auch in die Hauptstadt gegangen wäre. Weil sie aber durchaus hier bleiben will, — so nehme sie diese Börse!

„Geld, mein Herr? — Darf ich's nehmen, Mutter?"

„Mit gutem Gewissen, erwiderte Adolf, mit gutem Gewissen kann sie es nehmen."

„O dieses Geld ist für meine Mutter!" und die Tochter reichte ihr sogleich den Beutel voll Geld hin.

Die Mutter wollte vom Strohlager aufstehen, und dem Herrn zu Füßen fallen. Er näherte sich aber ihrer Bettstätte, und zwang sie zu bleiben.

„Es ist mir ein Vergnügen, sagte er, die drükkende Lage, in die ihr ohne eure Schuld gerathen seyd, euch zu erleichtern. Ihr habet den gerechtesten Anspruch auf Unterstützung, und ich habe die Macht, euer Elend zu lindern; und du gutes Mädchen, fahre fort, für deine Mutter zu sorgen. Eine liebevolle Mutter soll Kindern das edelste Kleinod auf Erden seyn. Sie war es, die deiner mit Liebe pflegte, dich mit Liebe unterrichtete, mit Liebe zur Tugend führte, und so lange mit Liebe leitete, bis du wurdest, was du bist. O Mädchen, kein Herz

in

in der Welt schlägt für ein Kind so zärtlich, als ein Mutterherz!"

Die Mutter hob ihre Hände gegen Himmel, und die Tochter stand voll Rührung da. „Wir können aber nichts thun, stotterte das Mädchen endlich, als daß wir für den Herrn beten!" küßte ihm mit Ehrfurcht die Hand, und dankte mit derjenigen Schüchternheit, die dem weiblichen Geschlechte so schön steht. „Das thut meine Kinder, versetzte Adolf, lebet wohl!" Hier schied er und ritt in die Stadt zurück, mit dem seligen Bewußtseyn, Thränen der Armuth getrocknet zu haben.

Nach einer Viertelstunde verbreitete sich die Nachricht im Dorfe, der erste Minister des Landes sey da gewesen. Viele Dorfbewohner hatten ihn erkannt; Mutter und Tochter aber nicht; nur so viel wußten sie, daß er oft im Lande herumreise, sich nach dem Zustand der Unterthanen zu erkundigen.

Adolf aber, sobald er in der Hauptstadt angekommen war, trug die Sache seinem Monarchen vor, und erwirkte, daß dieser einen lebenslänglichen Gehalt für Mutter und Tochter aussetzte. So war den beiden guten Leuten nun für immer geholfen, und heiße Dankgebete für ihre Gutthäter stiegen täglich aus ihrem Herzen zum Himmel empor.

Auf diese und ähnliche Weise übte Adolf Wohlthaten, wo er nur immer konnte, und stellte dadurch in seiner eigenen Person das schöne, nachahmenswerthe Beispiel auf, daß die Großen der Erde von Gott deshalb mit höheren Glücksgütern ausgestattet sind, um ihre niederen, armen Brüder

zu unterstützen und ihnen Gutes zu thun, wo sie nur können.

Insbesondere liebreich aber benahm er sich an seinen Aeltern. Das vierte Gebot: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebest und es dir wohl ergehe auf Erden!" wurde von ihm im vollsten Sinne des Wortes erfüllt. Er machte es nicht, wie andere gottlose Kinder, die, wenn sie in Glücksumständen sich befinden, ihrer armen Aeltern vergessen und alles des Guten, welches ihnen diese in früherer Zeit erwiesen haben; ja die sich, wenn sie eine gewisse hohe Würde im Staate erlangt haben, sich sogar ihrer Aeltern schämen, es für eine Erniedrigung ihres Standes halten, mit ihnen Umgang zu pflegen.

Vielmehr zeigte er seine Liebe gegen sie im schönsten Lichte. Er nahm sie zu sich in die Hauptstadt, so ungerne dieß auch der Graf Felseck geschehen ließ; er gab ihnen daselbst eine schöne Wohnung, und sein Monarch legte ihnen zu dem Lebensgehalte, den sie von ihrem Sohne bezogen, noch sonstige bedeutende Unterstützungen zu. So vergalt der gute Sohn an ihnen reichlich, was sie für ihn in seiner Jugend gethan. Nie schämte er sich ihrer, ja es gewährte vielmehr ein rührendes, erbauliches Schauspiel, wenn er, der hochgestellte Staatsminister, auf öffentlichen Spaziergängen Arm in Arm mit seinen greisen Aeltern ging, und das liebevollste Benehmen gegen sie zeigte, oder wenn er an ihrem Namenstage, in glänzender Uniform und schönem Gallawagen vor ihrer Wohnung anfuhr, ausstieg

und hinauf in das geräumige Zimmer trat, und unter Thränen und herzlichen Umarmungen ihnen Glück wünschte.

Und diese Handlungen wurden auch durch Gottes reichen Segen schon auf dieser Welt belohnt. Denn nicht nur stieg der Minister, seiner kindlichen Liebe wegen, tagtäglich in der Gunst seines menschenfreundlichen Königs, sondern alle seine Pläne in Bezug auf das Land hatten sich jedesmal des schönsten Erfolges zu erfreuen. Nichts mißlang ihm; denn alle seine Thaten begleitete ja des Himmels Segen.

Das schönste Glück aber sollte ihm noch in seinem eigenen Hause erblühen. Sein gnädiger Landesfürst hatte nämlich oftmals den Wunsch gegen ihn geäußert, er möge sich verheirathen.

Adolf willfahrte diesem Wunsche; aber seine Wahl fiel nicht auf eine Dame des Hofes, so gerne es auch Diese oder Jene gesehen hätte, sondern ganz aus dem niederen Stande wählte er sich eine Gefährtin; er als Minister wollte sich mit der Schwester eines Hingerichteten verehlichen, nämlich mit der Schwester Wilhelms. Er eröffnete diesen Entschluß seinem Landesherrn, und bath um dessen Einwilligung mit dem Bemerken: „Ich weiß es, daß Viele mich tadeln werden; allein ich traue es meinem edlen Fürsten zu, er werde nicht nach dem Scheine, sondern nach Gründen der Wahrheit urtheilen. — Die Schwester des hingerichteten jungen Gutmanns ist ein braves, in jeder Beziehung ausgezeichnetes Mädchen; sie besitzt den schönsten Adel,

den Adel der Seele, und ist vor jeder Andern fähig, das Glück meines Herzens zu gründen."

Der edle Monarch bezeigte seine vollkommene Zufriedenheit mit dieser Wahl; denn er war ein Feind aller Vorurtheile und steifer Konvenienzregeln. „Ich werde, sprach er, sogar bei dem Hochzeitfeste selbst gegenwärtig seyn, um zu zeigen, daß ich die Tugend mehr ehre, als alle andern Rücksichten. Wilhelmine kann nichts dafür, daß ihr Bruder kein guter Mensch war; sie aber ist ein edles Mädchen!"

Adolf war über die Einwilligung seines Fürsten hoch erfreut. Sogleich ging er nun zu Wilhelminen, die nach ihres Bruders Tode sich in die Hauptstadt zu einer Bekannten in Wohnung begeben hatte, und hier still und zurückgezogen lebte. Er machte ihr seinen Heirathsantrag, und das fromme Mädchen war über diese Auszeichnung zu sehr erstaunt, als daß sie im Stande gewesen wäre, sogleich eine Antwort zu geben. Sie wollte anfänglich den Antrag ganz ablehnen, da sie einer so hohen Ehre nicht würdig sey; allein nach längerem Bitten Adolfs, und nachdem er sie durch mehrfache Beweise von seiner wahren Zuneigung überzeugt hatte, willigte sie endlich doch ein, und nach wenigen Wochen war die Hochzeit.

Es war ein herrliches, erhebendes Fest. Adolfs gute Aeltern waren dabei zugegen, und weinten unzählige Thränen der Rührung; auch der Fürst mit einem glänzenden Hofstaate wohnte der Feier bei. Die Braut erschien in einem weißen Kleide von Seide, den Myrthenkranz in den Haaren, und hold

und lieblich erröthend, wie eine Rose; auch Adolf erschien in goldgestickter Uniform, schön und herrlich an Gestalt, und vollen, blühenden Gesichtes. Beide bildeten ein Musterpaar an Schönheit, wie an Tugend. Kein Auge blieb thränenleer bei diesem Anblicke und Jeder dachte bei sich: „Das ist wohl Eines der schönsten Brautpaare, die je in unserer Kirche getraut wurden; aber es wird auch Eines der Glücklichsten werden, da sie tugendhaft sind, und Tugend eben für jede Ehe der sicherste Talismann eines dauerhaften Glückes ist."

Beim Hochzeitmahle ergriff der Fürst zuerst den Pokal, und trank auf das Wohl des edlen Brautpaares. Hierauf nahm Adolf einen zweiten Becher, und leerte ihn auf das Wohl des Fürsten, auf daß er noch lange lebe, der wahre Vater des Vaterlandes. Alle stimmten mit Entzücken ein in diesen Gruß.

Nach vollendetem Mahle überreichte der Fürst mit eigener Hand dem Brautpaare ein Hochzeitgeschenk. Es bestand aus reichen, kostbaren Sachen; unter andern war darunter für die Braut eine schwere, goldene Halskette mit einer Medaille, auf welcher die Inschrift stand: „Seelenadel ist der schönste Adel!" ferner eine prachtvolle Tabatière für den Bräutigam, auf welcher die Worte eingegraben waren: „Sanftmuth führt immer zu wahrem Glücke!" —

Die beiden alten Aeltern aber gaben zum Schlusse der ganzen Feier, als letztes Geschenk, dem Brautpaare ihren Segen, indem sie es vor sich nieder-

knien ließen, und die Hände auf ihre Häupter mit bittenden, zum Himmel gerichteten Blicken legten.

Und der Segen der guten Aeltern trug die schönsten Früchte. Denn Adolf und Wilhelmine verlebten eine höchst glückliche Ehe, und die alten Aeltern hatten noch die Freude, Enkel auf ihrem Schooße zu wiegen, die eben so sanft und gut wurden, wie ihre Aeltern. Denn Adolf gab ihnen eine vortreffliche Erziehung, und suchte besonders in ihrem Herzen die Neigungen zum Zorne zu unterdrücken, und ihr Gemüth nur zur Sanftmuth und Liebe und zu allen Tugenden zu stimmen. Oftmals las er ihnen aus jenem „Historienbuche" vor, wovon schon oben die Rede war, und wovon ihr Einiges im Anhange findet, und die Kinder hörten gerne zu, prägten sich die Worte und Lehren tief ein, ja lasen selbst einander öfters daraus vor, und wurden so gegenseitig einander Lehrer und Rathgeber. Möchtet ihr, lieben Kinder! stets diesem schönen Beispiele auch folgen! —

Anhang.

Mittheilungen aus Adolf's Historienbuche.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

1.

Karl der Große.

Es war einmal ein deutscher Kaiser, Karl der Große genannt. Diesen Beinamen „der Große" führte er nicht umsonst. Denn er war nicht nur großen, majestätischen Ansehens dem Körper nach, sondern auch groß durch Vorzüge der Seele; überhaupt ein außerordentlicher Mann voll Geist und Muth, der sich unsterbliche Verdienste um das deutsche Vaterland erwarb, durch seine weisen Einrichtungen und Gesetze in Staat und Kirche.

Aber eine Leidenschaft wüthete in seinem Innern, der Zorn, wovon hingerissen er Thaten ausübte, die mit der sonstigen Größe seines Charakters nicht übereinstimmten. So war er höchlich aufgebracht gegen eine der deutschen Völkerschaften, die Sachsen, die noch dem Heidenthume anhingen, und die er zum Christenthume bekehren wollte.

Gutwillig wollten sie es aber nicht; da ergriff ihn mächtiger Zorneseifer, und anstatt sie auf dem Wege der Ueberzeugung und Belehrung zu gewinnen, griff er zu grausamen Zwangsmitteln, zum Feuer und Schwerte, und ließ die armen Leute zu Tausenden in die Flüsse treiben und dort sie taufen.

So wie ihn nun der Zorn hier gegen ein ganzes Volk zu unseligen Thaten verleitete, so beging er, von dieser Leidenschaft überwältigt, auch einmal

in seiner eigenen Familie eine grausame Handlung, die er sehr bereute.

Er hatte nämlich eine Gemahlin, Hildegardis mit Namen, die schön war und gut, und ihn sehr innig liebte. Mit ihr verlebte er glückliche Tage.

Da geschah es nun einmal, daß er hinaus in den Krieg ziehen und sich von der geliebten Gemahlin trennen mußte. Schwer ward ihm der Abschied; Hildegardis gürtete mit eigener Hand das Schwert um seine Lenden; aber eine bange Ahnung befiel auch ihr Herz, als ob sie den geliebten Gemahl nicht mehr wiedersehen und ein großes Unglück ihr begegnen würde. Doch ließ sie sich davon nichts merken, um den Theuren nicht zu betrüben.

Während seiner Abwesenheit bestellte der Kaiser seinen Stiefbruder Taland zum Reichsverweser, und empfahl ihm auch die Obhut seiner Gemahlin. Taland war nämlich allenthalben als ein tugendhafter Mann bekannt, und der Kaiser glaubte, daß er keinem Bessern die Sorge für seine Gemahlin hätte anvertrauen können als diesem. Auch Hildegardis willigte mit Freuden in den Vorschlag ihres Gemahls.

Allein Beide täuschten sich; denn Taland war Einer von den vielen Menschen, die äußerlich gut scheinen, aber innerlich Bösewichter sind, oder mit andern Worten, ein niederträchtiger Heuchler.

Denn kaum war Karl abgezogen, so zeigte sich der böse Mann in seiner wahren Gestalt, und trat mit seinen unreinen Begierden und Absichten her-

vor, die er schon lange im Herzen verborgen hatte, und machte der frommen Hildegard Anträge, vor denen ein ehrbares Weib erröthen mußte.

Diese überhäufte ihn zwar mit bitteren Vorwürfen; allein Taland achtete darauf nicht; je mehr sie ihn abwies, desto mehr drang er in sie, und am Ende foderte er das mit Drohen, was er Anfangs nur erbeten hatte.

Darüber gerieth die fromme Hildegard in große Bestürzung; im Drange ihrer Noth wendete sie sich daher zu Gott mit heißem Gebete, und er der allmächtige Helfer gab ihr den Einfall, durch List des bösen Mannes los zu werden. Und diesen Einfall vollzog sie ohne Zaudern.

Sie stellte sich nämlich von nun an freundlicher gegen Taland, machte ihm sogar Hoffnung, seinen Wünschen nachzukommen, ja beredete ihn eines Tags, ein Lustschlößlein im entlegenen Walde zu bauen, um dort ungestört vor den Augen der Welt mit ihm zusammenkommen zu können. Der tugendhaften Frau ist diese Verstellung zwar sehr schwer angekommen, wie ihr euch leicht denken könnt, lieben Kinder. Allein sie konnte nicht anders.

Taland aber merkte die Falle nicht. Vielmehr hocherfreut darüber, nun recht bald am Ziele seiner Wünsche zu stehen, beeilte er sich, das verlangte Lustschloß aufrichten zu lassen. In kurzer Zeit stand es ganz vollendet da, mit festen eisernen Thüren und Riegeln versehen, damit ja kein Fremder ins Innere eindringen könne. Er brachte sogleich Hildegarden davon Nachricht, und diese verstand sich

dazu, kommenden Tages das erstemal mit ihm dahin zu gehen.

Angelangt am Waldschlosse, öffnete Taland die äußere Pforte, und gelangte mit Hildegard vor die Thüre des innersten Gemaches. Er öffnete auch diese; Hildegard ließ ihn vorangehen; aber kaum hatte sein Fuß das Innere betreten, als sie schnell hinter ihm die Thüre zuschlug, die Riegelschlösser von außen anlegte, und nun den auf diese Weise Gefangenen zurief: „Da bleibe in diesem Gemache, Schändlicher, bis mein Gemahl wiederkehret, so habe ich doch Ruhe vor deinen bösen Anträgen. An Speise und Trank soll es dir nicht fehlen. Ich wünsche dir nun gute Unterhaltung.“

Taland sah nun mit Entsetzen, daß er betrogen war. Da redete er auf einmal ganz anders, und bath und beschwor Hildegarden, ihn doch heraus zu lassen. Diese aber merkte auf seine Worte nicht, und ging fort, nachdem sie auch noch die äußere Eingangspforte fest verschlossen hatte.

Wochen vergingen, während Taland einsam in seinem Gefängnisse zubrachte. Endlich erscholl die Nachricht von Karls Rückkehr; Hildegardis vernahm sie mit Freuden, und die Gute eilte nun gleich in das verborgene Waldschloß, den bösen Taland zu befreien, ohne großes Aufsehen des Volkes, denn man wähnte ihn auf einer Lustreise.

Taland that gar freundlich gegen Hildegard, als sie die Thüre öffnete, und mit liebem Blicke sprach er: „es soll jetzt Alles zwischen uns vergessen seyn, was geschehen ist.“ Aber sein Herz dachte

nicht so, sondern entbrannte voll Rachsucht, die er auch bald ausbrechen ließ. Als sein Bruder, der Kaiser anlangte, da war große Freude in der kaiserlichen Burg, zu allermeist bei Frau Hildegard, deren Leid jetzt wieder in Freude und Wonne verwandelt schien. Aber es sollte nicht lange so währen; sie konnte nur kurze Zeit das Glück des Wiedersehens genießen, und noch mehr des Bittern folgte.

Wenige Tage waren verflossen, so trat der ungetreue Mann vor seinen Bruder, und brachte allerlei böse Kunde über das bisherige Betragen Hildegardens: „vor allem, sprach er, wollte sie mich zu Dingen verleiten, die ich nur dann erfüllen konnte, wenn ich deine Ehre hätte in den Staub treten wollen. Siehe, sie hat ein Lustschloß in den Wald bauen lassen, von dem nur ich weiß, und wo sie ungestört mit mir ihre bösen Streiche spielen wollte."

Als der Kaiser diese verläumderischen Worte des ungetreuen Bruders hörte, gerieth er in höchste Wuth. „Ha! die schändliche Schlange! — rief er aus, ich will sie nimmer sehen, die Treulose. Gehe hin, mein Bruder, thue mit ihr, was dir gefällt, daß sie nicht mehr vor mein Angesicht komme." Das waren köstliche Worte für den Bösewicht.

Sogleich bestellte er ein paar Knechte, die mußten des Nachts zur Kaiserin gehen, sie, trotz alles Bittens und Widerstrebens, einige Stunden weit in einem Wagen fortführen, und dort von der Rheinbrücke hinab in die Fluthen stürzen.

Nach geschehener That kehrten sie mit der Nachricht zu ihrem Herrn zurück, der sich über die Massen freute, daß nun ein Opfer seiner Rache gefallen sey. Aber es war dem nicht so. Gottes Hand waltete über der unglücklichen Fürstin, die durch Schwimmen sich glücklich ans Ufer rettete, in einer nahen Fischerhütte trockene Kleider anzog, und nach einer Wanderschaft von ein paar Monaten im Schwabenlande ankam, wo sie bei niederen Landleuten am Bodensee eine freundliche Herberge fand.

Hier lebte sie, ungestört von der Welt, lange Zeit glücklich und froh. Denn sie besaß ein reines Bewußtseyn, ein ruhiges Gewissen, die schönsten Troststerne selbst im höchsten Unglücke.

Von früher Jugend an hatte sie schon eine Freude gehabt an Pflanzen und Steinen, und ihre verborgenen Kräfte zu erforschen gesucht. Jetzt wandte sie diese Kunde an, um manchem Kranken, der zu ihr kam, ein heilsames Tränklein, oder eine wohlthuende Salbe zu bereiten. Bald erscholl der Ruf davon in der ganzen Gegend umher, und Jedermann sprach von der frommen Frau und ihrer Heilkunde.

Es geschah nun zu jener Zeit, daß auch Kaiser Karl eine Reise ins Schwabenland machte. Er sah aber sehr traurig und betrübt aus; denn innere Unruhe quälte ihn, ob er nicht zu rasch in seinem Verdammungsurtheile gegen seine Gemahlin gewesen sey, und sie unschuldig dem Tode überliefert habe. Sein Bruder Taland begleitete ihn, der an einem unheilbaren Aussatze litt, ein sichtbares Strafgericht,

das Gott über ihn verhängt hatte. Er reiste in manche Lande, um sich heilen zu lassen; allein umsonst.

Als er nun hier von der frommen Wunderthäterin Hildegard hörte, suchte er schnell sie auf. In ihre niedere Wohnung gelangt, sah er sie, ohne sie zu erkennen. Hildegard aber erkannte ihn gleich, und dankte Gott für die Gelegenheit, nun feurige Kohlen sammeln zu können auf das Haupt ihres Feindes. Taland brachte sein Anliegen vor; Hildegard antwortete: „Dir soll geholfen werden! aber zuvor gehe in die Kirche, und bekenne alle deine Sünden; dann erst wird die Arzenei helfen, welche ich dir senden werde."

Taland that nach ihrem Worte; jetzt sandte ihm Hildegard eine Arzenei, die ihn in kurzer Zeit gesund machte.

Das vernahm Kaiser Karl; sogleich sandte er nach der wunderthätigen Frau, denn er wünschte, sie kennen zu lernen. Da ließ ihm Hildegard sagen, sie würde wohl vor ihm erscheinen, aber sie habe das Gelübde gethan, nur im Hause des Herrn sich vor den Menschen zu zeigen.

Mit dem frühen Morgen erschien der Kaiser, begleitet von seinem Bruder, dem Wiedergenesenen, in der Kirche. Verschleiert trat Hildegard vor ihren Gemahl, daß er sie nicht erkannte. „Großmächtiger Kaiser! begann sie mit verstellter Stimme, ihr wollet wissen, wer ich sey? so sey es euch denn kund gethan! aber zuvor gebt mir das Versprechen, daß ihr eine Bitte erfüllet, welche ich euch vorlegen

werde. Es ist eine Bitte, die ihr nie zu bereuen habt."

„Ich verspreche es euch, wunderthätige Frau," gelobte der Kaiser. Da schlug sie den Schleier zurück, und seine verstoßene Gattin stand vor ihm. „Können die Todten auferstehen!" rief Taland, und er sank blaß nieder am Kirchenstuhle. „Hildegard ist unschuldig!" setzte er hinzu mit zitternder Stimme. „Meine Hildegard unschuldig! rief Karl hocherfreut, so hat meine Ahnung mich nicht betrogen, und ich habe wirklich in rascher Zorneswuth die Unglückliche verdammt! Kannst du mir verzeihen?" sprach er und sank vor ihr auf die Kniee nieder.

„Steht auf! sprach Hildegardis, und schloß den Gemahl in ihre Arme, ich verzeihe euch, mein theurer Gemahl, aber ihr müßt auch dem verzeihen, der sein Unrecht bereut hat."

„Ich will es um deinetwillen, antwortete Karl, und von nun an nie mich dem Zorne so hingeben, der, wenn er einmal Herr über uns geworden ist, den Menschen zum wilden Thiere herabwürdigen kann!" —

2.

Ludwig der Strenge, Herzog in Bayern.

In Bayern regierte einmal vor Zeiten ein Herzog, Ludwig, genannt der Strenge. Er war, ein Kriegsmann, rauh und bieder, von großem Verstande, aber nur allzuoft ein Raub seines Jähzorns.

Von

Von dieser Leidenschaft überwältigt, beging er einstmals eine That, die es klar beweist, wie gefährlich es ist, seines Zornes nicht mächtig zu seyn.

Einst begab sich nämlich der Herzog von seiner Residenzstadt München in sein rheinisches Land. Seine junge Gemahlin Maria, des Herzogs von Brabant Tochter, ihm kaum seit zwei Jahren vermählt, führte er zuvor in die Sicherheit der Veste Mangoldstein zu Donauwörth. Im Gefolge Ludwigs befand sich sein Feldhauptmann, der edle, tapfere Graf Heinrich von Hirschau. Ludwig achtete ihn sehr hoch; desgleichen die Fürstin, mit der er zur Kurzweil manchmal Schach spielte. Es wird erzählt, daß er beim Spiel einst die holdselige Frau gebeten, ihn als ihren eigenen Ritter zu duzen, wie sie das ja wohl auch bei manchem andern Unterthane zu thun pflege; aber sie habe diese Bitte abgeschlagen.

Ein Jahr verstrich, der Winter war gekommen. Die Pfalzgräfin sehnte sich nach dem allzulang entfernten Gemahl. In zärtlichen Zeilen flehte sie um seine Heimkehr. Auch dem Grafen schrieb sie, wenn er den Herrn bewege, wolle sie ihm das gewähren, was er einst von ihr gebeten. Sie siegelte den Brief des Herzogs mit rothem Wachs; schwarzden des Grafen, damit die Schreiben nicht verwechselt würden. Denn der Bote war des Lesens unkundig. Aber dennoch gerieth der falsche Brief in Ludwigs Hände.

Mit Neugierde erbrach er den Brief des Grafen, als er aber die zweideutigen Worte des In-

halts las, verfiel er in schrecklichen Argwohn, und gerieth außer sich vor Zorn. Wie wahnsinnig stürzte er auf den Boten los, und gab ihm statt des Botenlohnes, mit eigener Faust den Tod. In höchster Wuth jagte er auf schnellem Rosse nach Donauwörth. Dort trat ehrerbietig aus den Pforten der hohen Burg ihm der Schloßvogt entgegen; den rannte er mit gezücktem Dolche zu Boden, als schlechten Hüter seiner fürstlichen Ehre; stieg hinauf, wo Helica, ein Edelfräulein der Herzogin, ihn auf den Stufen begrüßte. Als Gegengruß tödtete er sie auf der Stelle. Vier andere Jungfrauen ließ er von den Zinnen des Schlosses stürzen. Geschrei des Entsetzens füllte die Hallen der Burg. Doch trotz allen dem hatte er jedoch noch nicht vollendet. Denn allzugleich erhielt ein Knecht den Befehl, die Herzogin hinauszuführen und zu enthaupten. Fühllos blieb er bei dem Jammer der unschuldigen Gemahlin; das Bitten aller Umstehenden rührte ihn gleichfalls nicht. Die unglückliche Gemahlin wurde enthauptet.

Doch bald, wiewohl zu spät, erwachte er aus seiner Raserei, und vernahm durch unverwerfliche Zeugen die unbefleckte Treue seiner Gemahlin. Aber schon auf Erden erhielt er die gerechte Strafe für sein Vergehen. Schmerz und Reue quälten ihn, und wie das Volk sagt, hat Gram in einer Nacht sein Haar entfärbt. Seine Seele fand keine Ruhe, bis er Thränen des Büßers geweint, und Pabst Alexander ihn von der Blutschuld losgesprochen.

3.

Otto von Wittelsbach.

In demselben Herzogthume Bayern lebte einmal ein Pfalzgraf, Namens Otto von Wittelsbach, ein sehr tapferer Krieger, aber auch sehr jähzorniger Mann. Er war ein Freund und Kampfgenosse des damaligen deutschen Kaisers Philipp, der ihn sehr liebte, und ihm auch seine Tochter zur Ehe versprochen, aber später sein Wort wieder zurücknahm. Darüber fühlte sich Otto sehr beleidigt. Indeß hatte er Hoffnung, eine Fürstin aus Polen zu erhalten, und vom Kaiser Philipp ein Sendschreiben begehrt, ihn dem Vater derselben zu empfehlen. Otto erhielt solches versiegelt; doch traute er dem Schreiben nicht, öffnete es unterwegs, und ließ es sich vorlesen. Da fand er es nun verläumderischen Inhalts voll; seine Wuth kannte keine Gränzen darüber, und er schwur im Tode des Kaisers sich zu rächen. Ohne sich zu besinnen, und seinen ersten Zorn abzukühlen, begab er sich nach Bamberg, wo Philipp gerade Hoflager hielt, und stürzte gezogenen Schwertes in des Kaisers Zimmer. Philipp gerade unwohl, saß da am Brettspiele mit seinem Kanzler, dem Bischofe von Speier, und Heinrich von Waldburg, dem Truchseß. Den Pfalzgrafen mit dem bloßen Schwerte erblickend, verwies der Kaiser ihm solche Gaukelfechtereien, zu welchem hier nicht der Ort sey. „Wohl Ort und Zeit, Eure Untreue zu rächen!“ schrie Otto, stürzte gegen den Kaiser, und schlug demselben das Schwert

tief in den Hals, daß die Pulsader zerschnitten sprang, und der arme Fürst den Geist aufgab. Alles erbebte vor diesem blutigen Verbrechen. Otto entfloh und wurde geächtet; flüchtig umherirrend, ohne Freunde und Obdach, traf ihn Heinrich Kalatin der Pappenheimer, Philipps Marschalk, in einem Meierhof bei Abach, tödtete ihn, und warf sein herabgehauenes Haupt in die Donau. Und so mußte er des Zornes blutige That im eigenen Blute büßen.

4.

Eine rasche That vor einem Richter.

König Heinrich IV., von England hatte einen Sohn, der wie alle Erstgebornen der Könige von England, Prinz von Walis genannt wurde, aber dessen eigentlicher Taufname Heinrich war.

Dieser führte ein sehr leichtsinniges Leben, und ging besonders mit vielen schlechten Gesellen um, die ihn stets zu losen Streichen verführten. So beredeten sie ihn eines Abends, als sie zusammen zechten und lachten, sich als Räuber zu verkleiden, um in derselben Nacht einige Reisende auszuplündern, welche auf der Strasse von Rochester nach London unter Wegs waren, und viel Geld mit sich führten.

Er ging daher mit der ganzen Gesellschaft hinaus auf die Landstrasse, wo auch bald die armen Reisenden ankamen, und rein ausgeplündert wurden. Hierauf kehrten die lockeren Gesellen in eine

Taverne nach London zurück, um hier das geraubte Geld zu verzechen und zu vertrinken.

Die Reisenden inzwischen waren, nachdem sie vom ersten Schrecken sich erholt hatten, den Räubern im Stillen nachgeeilt, und hatten sich deutlich die Taverne gemerkt, in welche sie gegangen waren. Hierauf machten sie sogleich beim Scherif (einem Polizeibeamten) die Anzeige, und dieser ging mit einigen Soldaten und den Reisenden an die bewußte Taverne.

Wie erstaunte er aber, als er den Sohn des Königs, mitten unter jener Gesellschaft fand, welche man ihm als eine Rotte von Strassenräubern geschildert hatte. Auch die Reisenden erschracken, und würden sicher die Sache für einen Irrthum gehalten haben, wenn sie nicht an den Kleidern die Räuber deutlich erkannt hätten.

Der Scherif war in großer Verlegenheit, und wußte Anfangs nicht, was er thun sollte; allein er faßte doch endlich den Entschluß, die ganze Bande zum Richter zu führen.

Dieser, eben so überrascht, als es der Scherif gewesen war, den Prinzen von Walis als Räuber vor sich stehen zu sehen, aber nichts weniger als erschrocken, sagte zu ihm, er müsse recht sehr bedauern, ihn in so schlechter Gesellschaft zu erblicken; er würde ihn zwar aus Ehrfurcht für seinen königlichen Vater nicht selbst in das Gefängniß setzen; aber seine übrigen Freunde müßten sogleich eingesperrt werden; und am nächsten Morgen wolle er

dem Könige die Anzeige von der schlechten Aufführung seines Sohnes machen.

Diese Worte setzten den jungen Prinzen in eine solche Wuth, daß er die Hand erhob, und den alten, ehrwürdigen Richter tüchtig ins Gesicht schlug.

Die Beleidigung einer Magistratsperson war aber eine so strafbare und gesetzwidrige Handlung, daß der Richter gezwungen war, den Befehl zu geben, ihn ebenfalls in das Gefängniß zu führen, wo er die Nacht über eingesperrt blieb, und Zeit fand, seinen Zorn abzukühlen.

Der Richter ging des andern Morgens früh zum Könige, und entdeckte ihm den ganzen Vorfall. Der König, ein sehr guter und rechtschaffener Mann, billigte vollkommen sein Betragen, und befahl, der Prinz solle dem Richter, wegen der Beleidigung, welche er ihm zugefügt habe, um Verzeihung bitten. Heinrich, welcher während der Nacht zur Besinnung kam und über sein Unrecht nachgedacht, und seinen Fehler bereut hatte, gehorchte dem Befehle seines Vaters, und bat den guten alten Richter in demüthigen Worten um Verzeihung; welche dieser auch von Herzen gern gewährte.

Hierauf sprach der König zu seiner Umgebung: „Bin ich nicht ein recht glücklicher König, einen eben so rechtschaffenen, als muthvollen Richter zu haben, der sich nicht gefürchtet hat, meinen eignen Sohn in das Gefängniß zu setzen? Und bin ich nicht auch ein sehr glücklicher Vater, einen Sohn zu besitzen, der sich nicht schämt, seinen Fehler zu

bekennen, und sein Unrecht auf eine solche Weise gut zu machen?" —

Und wirklich wurde dieser sein Sohn auch nach seines Vaters Tode ein braver Regent, der nie mehr der Unbesonnenheit oder dem Jähzorne sich hingab, sondern weise und milde regierte. Seine schlechten Jugendgespielen wurden alle aus seinem Reiche verbannt, als er König wurde; den Richter aber, der ihn damals einsperren ließ, berief er zu sich und sprach zu ihm mit freundlicher Miene: „Empfangt nun erst meinen Dank für das, was ihr damals an mir gethan; ihr seyd ein braver Mann, der die Gesetze gegen mich selbst aufrecht zu halten gewußt hat; ihr werdet sie also gewiß auch zum Wohle meines ganzen Volks, gegen jeden Andern aufrecht zu halten verstehen. Ich ernenne euch deßwegen zum Lordkanzler von England." So hatte wilder Zorn in Edelmuth sich verwandelt.

5.

Johanna Shore, ein Spiegel der Geduld.

Geduld ist eine schöne Tugend, sie bringt Rosen, ja kann uns den Himmel erwerben. Dieser Tugend sollen wir uns schon von Jugend auf emsig befleißigen.

Ich will euch nun ein schönes Beispiel der Geduld erzählen, welches uns gleichfalls vor Zeiten in England eine unschuldige Jungfrau gegeben hatte. Sie hieß Johanna Shore, die einst am königlichen Hofe sehr in Ansehen stand, nun aber unter der neuen Regierung von dem Vormunde des damali-

gen minderjährigen Königs Eduard V., Richard mit Namen, sehr gehaßt, und sogar der Hexerei beschuldigt wurde.

Er klagte die arme, unglückliche Johanna deshalb förmlich an, und obwohl er selbst nicht an Hexen glaubte, benutzte er doch hier das Mittel gegen seine Feindin, um ihr den Tod zuzuziehen.

Johanna wurde wirklich zur Kirchenbuße verurtheilt, das heißt, sie mußte in einem weißen leinenen Tuche gehüllt, mit einem Lichte in der Hand, an der Kirchenthüre stehen, und mit lauter Stimme Beichte über ihre Sünden ablegen. Jeder Vorübergehende durfte sie beschimpfen und verspotten; sie aber blieb still und duldsam.

Der grausame Richard befahl ferner, daß nach überstandener Buße sie Niemand in sein Haus aufnehmen sollte; auch durften ihr weder Kleider, noch Brod, noch Wasser gereicht werden; denn es war der Wille dieses bösen Menschen, sie in den Strassen, wie eine Verbannte, umherirren zu lassen, bis sie vor Kälte und Näße, oder vor Hunger und Elend umkäme.

Alle guten Menschen betrübten sich zwar über diesen grausamen Befehl; allein Richard drohte Jedem mit dem Tode, der dawider handeln würde, und so mußte denn wohl geschehen, was er befohlen hatte. Die arme Johanna Shore blieb nun auf freier Strasse, in einem weißen Tuche gehüllt, von aller menschlichen Hülfe verlassen, und als sie fühlte, daß sie vor Kälte und Müdigkeit dem Tode nahe war, bat sie um ein Obdach, allein Niemand öffnete ihr die Thüre; sie bat um ein Stückchen Brod, aber Keiner durfte es wagen, ihr diese kleine Gabe zu reichen, und eben so flehte sie umsonst um einen Tropfen Wasser! Aber bei allen diesen Qualen verlor sie doch die Geduld nicht.

Als sie sah, daß alle Hoffnung verloren war, und ihre Kräfte immer mehr abnahmen, legte sie

sich auf das harte Steinpflaster der Strasse nieder, und ergab sich mit der größten Sanftmuth in ihr trauriges Schicksal. Die arme Johanna, die sonst am Hofe die herrlichsten Kleider trug, die kostbarsten Speisen genoß, würde jetzt für ein Stückchen verschimmeltes, schwarzes Brod, oder für ein wenig trübes Wasser, Alles in der Welt gegeben haben!

So blieb sie nun liegen, ohne zu murren oder zu klagen, und betete zu Gott, er möchte ihr die Sünden vergeben, welche sie in ihrem Leben begangen hätte. Erst nach drei langen und qualvollen Tagen hörten endlich die Leiden dieses armen Geschöpfes auf. Sie legte ihre hohlen Wangen auf das harte Steinpflaster, schloß ihre schon erloschenen Augen und starb. —

6.

Der heilige Heimeran.

Geduld macht die schwersten Leiden ertragen, ja selbst die Qualen des Todes werden durch sie versüßt. Davon gibt uns, unter andern Heiligen, besonders St. Heimeran ein Beispiel, von dem ich euch nun erzählen will. Dieser christliche Glaubensprediger kam vor vielen hundert Jahren nach Bayern, wo ihn der damalige Herzog Theodo sehr freundlich empfing, und ihn sehr lieb gewann. Auch das Volk verehrte ihn mit ungemeiner Ehrfurcht. Drei Jahre verkündete der heilige Mann die Lehren des Gekreuzigten im Herzogthume Bayern, und suchte die Unterthanen sittlich gut zu machen.

Doch unerwartet ward sein Leben geendet. Auf einer Reise nach Rom wurde er nämlich unterwegs von dem Sohne des Herzogs, dem Prinzen Landbert, einem sehr wilden Manne, angefallen, und mit den schändlichsten Vorwürfen und Verläumdungen überhäuft. Der Heilige, seiner Unschuld sich bewußt, erduldete alle Schimpfreden mit Ruhe und

Gelassenheit, und sprach blos: „zu Rom vor dem obersten Hirten der Christenheit will ich über jede Beschuldigung mich verantworten, und Strafe leiden, wenn ich solche verdient habe.“ Die Wuth ließ aber den Prinzen nicht mehr hören, und so beging er auch ein schändliches Verbrechen. Er befahl sogleich, ohne eine fernere Untersuchung und Verantwortung abzuwarten, den heiligen Mann an die Sprossen einer Leiter zu binden, und dessen Glieder zu verstümmeln. Heimeran überstand diese gräuelvollen Schmerzen mit beispielloser Geduld; kein Laut des Unwillens kam über seine Lippen. Als er halb todt im Blute schwamm, verließen ihn seine Mörder; die Bewohner der Gegend liefen zusammen und erstaunten über die Geduld und freudige Ergebung des heiligen Märtyrers. Sie legten ihn auf einen Wagen und führten ihn nach Aschheim; der Heilige starb aber auf dem Wege dahin, nahe bei Feldkirchen, wo in der Folge zum Andenken ein Kirchlein erbaut wurde. Später wurden die Gebeine nach Regensburg gebracht, und über denselben ward das erste Kloster in Bayern erbaut.

Schmidt'scher Druck.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

P
06